



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>

UC-NRLF



QB 263 962



Herzlichen Glückwunschn



Erinnerung

an

L e i p z i g.

Die
Sagen
der
Stadt Leipzig.

Nach geschichtlichen
Ueberlieferungen



mitgetheilt

von

Ferdinand Bachhaus.

Leipzig, 1844.

Verlag von Heinrich Sponer.

II 901
L59 B2

72720



Vorrede.

Jede Stadt von nur einiger Bedeutsamkeit oder ehrwürdigen Alters hat mehr oder weniger ihre Legenden, ihre Wahrzeichen, oder sonst bezeichnende Namen für bekannte Orte oder Gegenstände, an welche sich theils Sagen knüpfen lassen, theils schon gründen, die durch Tradition von Geschlecht auf Geschlecht, gleich alten Gebräuchen und Gesetzen, fortgepflanzt und erhalten werden, mögen sie ihren Ursprung von kriegerischen, oder dem Familienleben entnommenen Begebenheiten herleiten.

Auch Leipzig hat deren mehrere, gewiß der Erhaltung werthe. Und wie könnte dies wohl bei einer Stadt anders der Fall sein, deren klassischen Boden kein Jahrhundert ohne ein welthistorisches Ereigniß

niß begrüßte? Wohin sich das Auge wendet, finden wir Stoff zu ernstern Betrachtungen, stoßen wir auf Vorfälle, die entweder mittelbar oder unmittelbar Einfluß auf ihre Gestaltung selbst, oder sogar auf das gesammte Deutschland hatten. In Merseburg ruht des unglücklichen Gegenkaisers rechte Hand, bei Eützen zeigte noch vor wenigen Jahren der einfache Feldstein ernst mahnend auf den verheerenden dreißigjährigen Krieg; eben so gewichtig erinnert der anspruchslose Keßel auf Breitenfelds Fluren an denselben Zeitabschnitt. Nicht minder fordern die heiligen Stätten den menschlichen Geist zu tieferen Betrachtungen auf, — denn wer könnte die Kirche des heiligen Petrus betreten, ohne an Tegel, wer die Schwellen des Thomasklosters überschreiten, ohne an Diekmann und Friedrich mit der gebissenen Wange zu denken? Rufen nicht mit inhaltschweren Worten die Auen von Probsthaide und Liebertwolkwitz und die Schädel unter Schwarzenbergs Denkstein die Periode der neuesten Geschichte gleichfalls lebhaft in das Gedächtniß zurück? Klagen nicht noch heut zu Tage die Geister Poniatowsky's und des untergegangenen Polenreiches wehmüthig an den Ufern der Elster, und hat schon

irgend Jemand den Schleier von dem Grabe im Connewitzer Holze gelüftet?

Aber alle diese Begebenheiten sind auf die Geschichte basirt, — meine Erzählungen sollen sich, eine ausgenommen, lediglich auf Schilderungen aus dem Familienleben beschränken. Vergeblich werdet Ihr, geehrte Leser, nach ergötzenden Bildern, nach heitern Phantasiegebilden suchen; keine rosigten Gestalten werden Euch zauberähnlich umschweben, sondern meist nur düstere Gestalten werdet Ihr in diesen Sagen erblicken. Zu tief ist es in unserer Natur begründet, zu fest mit unserm ganzen Sein verknüpft, lieber dem Ergreifenden als dem Ergötzenden zu lauschen, und aus diesem Grunde unumstößliche Wahrheit, daß sich vor Allem — das Grausige erhält.

Wo gäb' es eine Sage, die uns ausschließlich mit freundlichen Erscheinungen wohlthuend entgegenträte? Solcher Zauber entspringt nur aus Märchen. Zwar ist jedes Märchen eine Sage, aber aus lieblichem Stoffe gewoben. Sagen, auf wirkliche Begebenheiten begründet, sind düster und ergreifend wie der dunkle Schooß der Erde, der die in ihnen Betheiligten deckt.

Woher nun aber noch die Gier und Lust nach Sagen? Aus der Lust, die der Unlust entspringt, die in dem Ungewöhnlichen, in dem Erschütternden sich gefällt. Den bösen Dämonen, welche die Begebenheiten hervorriefen, verdanken wir ihre Erhaltung und das einzige Gute, was wir ihnen verdanken, ist eben — ihre Erhaltung.

Der Verfasser.

Einleitung.

Den Stoff zur „Sage von der heiligen Brücke“ sowohl, als den Stoff zum „Nitterloch“ und dem „Brautwehr“ erzählte mir ein alter Fischer, mit welchem ich oft in das Bad fuhr. Oft begleitete ich auch denselben auf seinem kleinen Fahrzeuge während seiner Fischzüge, und diesen Streifereien verdanke ich die getreue Kenntniß der Dertlichkeit. Kein Nebenarm der vielen kleinen Flüsse, die unsere Stadt umgeben, kein Graben, in welchen der Kahn einfahren konnte, blieb von dem alten Manne ununtersucht. Seine mannigfachen Erfahrungen, die er in seinem vielbewegten Leben zu machen Gelegenheit gehabt hatte, so wie seine eigenthümliche Art zu erzählen, füllten manche Stunde auf das Angenehmste aus, und gehören zu denen, an welche ich stets mit Vergnügen denken werde.

Es liegt in der Natur der Sache, daß sich vorzüglich alle die Sagen, welche mehr oder weniger mit unsern Flüssen in Verbindung stehen, sich in dem Munde jener Leute — wenn auch nur mangelhaft — erhalten haben, deren Beschäftigung es nur mit jenem nassen Elemente zu thun hat. Selbst vielen jüngern Fischern unserer Tage sind diese Sagen nicht ganz unbekannt, aber ihren Vorfahren haben wir lediglich die Erhaltung derselben zuzuschreiben.

In Betreff der heiligen Brücke läßt sich mit ziemlicher Gewißheit annehmen, daß diese Sage auf einer wirklichen Begebenheit beruhe, und nicht als etwas bloß „Gesagtes“ anzusehen sei.

Sind auch einzelne Nebenumstände durch ein dichterisches Gewand verändert oder durch die Länge der Zeit unwillkürlich umgeformt, so kann es dessen ungeachtet nur von Interesse für die Bewohner unserer Stadt sein, daß noch Vorhandene so aufgezeichnet zu finden, wie es sich durch Tradition im Munde des Volks erhalten hat.

Was aber für die Wirklichkeit der ersten Sage spricht, ist folgende in Vogels Annalen vom Jahre 1522 aufgezeichnete Stelle:

„Dieses Jahr ist zu Leipzig eine wohlgestaltete Jungfrau, eine Wernerin von Geschlechte, wegen frühzeitigen Absterbens ihres vertrauten Bräutigams N. N.

in große Betrübniß gesetzt worden, so gar, daß sie sich resolvirte, weil durch den Tod dieser ihr Bräutigam entrissen worden, wollte sie Zeit ihres Lebens nicht wieder heirathen, sondern in das Kloster gehen und eine Nonne werden. Diese unbedachtsame Rede hat sie bald darauf gereuet, deswegen sie Absolution dieser Gelübde bei ihrem Beichtvater begehret, aber nicht erhalten können, sondern ist in das Nonnenkloster zu St. Georgen vor dem Petersthore gewiesen worden. Kurz darauf ist sie zu Falle kommen.“

Aus letztern Worten ergiebt sich deutlich, daß sie nicht durch ihren Bräutigam zu Falle gekommen ist, sondern wahrscheinlich — durch Mönche, deren Leben damals fast durchgängig ein sittenloses *) war, oder durch irgend einen Dritten. So weitschweifig aber die alten Chronisten in Nebensachen waren, so kurz und unzuverlässig waren sie fast immer in der Hauptsache.

*) Cf. Bretschels Kirchl. Zustände v. Epzg. S. 216 — 217, wo Herzog Georg sich auf dem Wormser Reichstage also ausgesprochen haben soll:

„Die Priester citirten die Weiber, gleich als ob sie Amtes wegen mit ihnen zu handeln hätten und hernach, wenn sie dieselben in ihrer Gewalt hätten, nöthigten sie die ehrlichste n Weiber zum Ehebruch.“

Schon 1498 wurden zu Leipzig die Barfüßermönche wegen ihres Muthwillens ausgejagt, und die Bicaristen statt ihrer eingesetzt. Cf. Geschichte Leipzigs v. Krieger S. 4

Wenn ich Namen und Zeit verändert, so geschah dies lediglich, weil es mir geeigneter schien, um alsdann die Sage selbst in ein romantischeres Gewand einzukleiden und so umfassender und dem lesenden Publikum genügender darbieten zu können.



Die heilige Brücke.

I.

In jener Zeit, als erst die städtischen Behörden sich allmählig auszubilden und ihren Wirkungskreis festzustellen begannen, wo leider zu oft das Recht des Stärkern gewichtiger wog, als der gerechteste richterliche Ausspruch; damals war Leipzig noch eine, freilich nur nach damaligen Begriffen, befestigte Stadt. War es auch in den meisten Beziehungen anders, so war es doch wiederum in vielen andern Stücken eben so wie heut zu Tage, sowohl in Bezug auf Zeitumstände, als auf Gesinnungen der Menschen. Die Meisten wünschten Ruhe und Frieden, die Wenigsten fanden Beides, aber nicht eher, als am Rande des Grabes. Trat auch bisweilen eine kleine Pause der Erholung ein, so wurde sie nur zu bald wieder durch das Klirren ritterlicher Sporen unterbrochen.

In derselben Zeit, von welcher wir jetzt erzählen wollen, lebte Hans Burkhardt, ein reicher Rauchwaarenhändler; wer seine Eltern gewesen und wo er eigentlich herkam, hat Niemand erfahren. Er war vor vielen Jahren als Kürschnergefelle eingewandert, hatte sich später etablirt und dann die einzige Tochter seines Meisters
Sagen Leipzig. 1

geheirathet, deren Mitgift den Grund zu seinem großen Reichthum legte. Viele Jahre hatte er als ein ruhiger, ordentlicher, aber eben so verschlossener Mann an der Seite seiner Gattin, wie es schien, in glücklicher Ehe verlebt, ohne daß sich ihm je eine Aussicht auf Nachkommen, die er sehr schätzlich gewünscht, gezeigt hätte. Alles, was man damals anwendete, um diesen Segen des Himmels zu erlangen, war von ihm gethan worden, doch vergeblich; nur Eins hatte er stets absichtlich gemieden, nämlich: ein Kind für das Kloster zu bestimmen. Als ihm aber fast jede Hoffnung schwand, entschloß er sich auch dazu, jedoch vorsichtig genug, nur für den Fall, daß das Erstgeborne — ein Mädchen sei. Und wer sollte es glauben, was alle frühere Gelübde nicht bewirkt hatten, vermochte das letzte; denn schon nach einem Vierteljahre hatte er die Gewißheit, daß sich seine Ehefrau in gesegneten Leibesumständen befand. War die Ehe im Anfange zu unfruchtbar, so ward sie im ersten Wochenbette doppelt ergiebig; denn seine Gattin gebar ihm — Zwillingstöchter. Blühend und munter schlugen sie die Augen auf, während die Mutter die ihrigen auf ewig schloß. Mit ihrem Leben bezahlte sie die Mutterfreuden. Trostlos stand der Vater an ihrem Sarge, zum ersten Male weinend, vielleicht zum ersten Male einsehend, was es heiße, eine tugendhafte Hausfrau zu verlieren. Doch die Zeit lindert jeden Schmerz; auch Burkhardt schien bald über seine Töchter die Mutter vergessen zu haben. Theodore nannte er die eine, Ferdinande die andere. Fast so gleichzeitig, wie sie sich dem Schooße der Mutter entwunden hatten, nahmen sie gleichmäßig am Körper, am Geiste, aber auch an der täuschendsten Ähnlichkeit

zu. So unter der speciellen Aufsicht des Vaters und der Leitung einer würdigen Matrone, die mit ihnen von mütterlicher Seite verwandt war, erreichten sie das zehnte Jahr. Wohl fiel dem Vater, der nun recht eigentliches Vergnügen und väterliche Freude an seinen Kindern empfand, sein Gelübde schwer auf das Herz. Aber wie konnte er es wagen, sich einem heiligen Versprechen zu entziehen? Womit wäre er im Stande gewesen, eine Geistlichkeit zu versöhnen, die, von seinem Gelübde unterrichtet, sich niemals dazu verstanden haben würde, ihn desselben zu entbinden, da mit dieser klösterlichen Vermählung zugleich die Aussicht auf einen großen Erwerb verknüpft war? So mit sich selbst uneinig, kämpfte er in seinem Innern einen harten Kampf.

Doch welche von beiden Töchtern sollte er wählen? Ihnen selbst die Wahl zu überlassen, wäre bei ihrer Jugend unstatthaft gewesen. Das Loos durfte nicht entscheiden; denn er hatte die Erstgeborne auserkoren. Und welche von beiden war die Erstgeborne? Fast gleichzeitig begrüßten sie den Tag ihres Lebens; erst in dem Bettchen hatte er sie beide zusammen gesehen und in seiner Vaterfreude vergessen, darnach zu fragen, welche zuerst das Licht der Welt erblickt habe; später verhinderte ihn der Kummer über den Verlust seiner Gattin daran. Und jetzt waren die beiden Einzigen, die allein darüber hätten Gewißheit geben können, nicht mehr am Leben, — die Mutter und die Kindmutter.

In dieser Verlegenheit, in dieser großen Angst seines Herzens faßte er den Entschluß, Theoboren der Kirche zu weihen. „Sie,“ so sagte und überredete er sich selbst, „ist gewiß die Ältere, das Ungefähr entschei-

der ja fast immer günstig und schon der Name leistet mir die sicherste Gewähr dafür.“

Noch war sie viel zu jung, um in ihren künftigen Beruf klare Einsicht haben zu können, deshalb unterwarf sie sich willig dem Ausspruche ihres Vaters, der sie stets mit Milde und Liebe behandelt hatte, und ließ sich getrost und ruhig nach dem Orte ihrer Bestimmung, dem nahen Nonnenkloster*), führen, um dort von der Priorin vorläufig für ihre künftige Bestimmung vorbereitet zu werden. Der Vater aber hatte sich so sehr an beide Kinder gewöhnt, daß er, nothgedrungen das eine verlierend, freiwillig auf die Gesellschaft des andern verzichtete. Dem zufolge entsandete er Ferdinand zu einer Verwandten nach Altenburg mit dem festen Vorsatze, nur Beide zusammen und auf gleich lange Zeit wieder zu sehen.

2.

So wie den Reisenden ein geheimes Grauen, ein unheimliches Gefühl beim schnellen und unerwarteten Wechsel paradiesischer Gefilde mit wüsten, unwegsamen und wilden Gegenden befällt, so bemeisterte sich ein solches auch Theodorens, als sie die väterliche Wohnung mit dem Kloster vertauschte. Es war ihr, als komme sie aus einem Palast in einen Kerker, als umschwebe sie plötzlich am hellen Tage ein Dunkel der Nacht. Gewohn-

*) Heutigen Tages die Nonnenmühle.

heit, sagt man, ist die zweite Natur; in vielen Fällen dürfte aber die Richtigkeit dieses Sprichwortes wohl in Zweifel zu ziehen sein. Auch an Theodoren wurde es zu Schanden; denn niemals fand sie sich heimlich in den Absterlichen Mauern; niemals konnte sie vertraut mit denselben werden, was um so mehr auffallen muß, da sie in so zartem Alter demselben übergeben wurde. Freilich mochte dazu der Umgang mit den alten Nonnen und der Aebtissin, einer grämlichen, von Vorurtheilen eingenommenen Dame, nicht wenig dazu beitragen. Die Ungebundenheit ihres früheren Lebens, ihr feuriges, lebendiges Temperament, das nie gehemmt wurde, so lange es sich in den Grenzen des Anstandes und der Artigkeit bewegte, sah sich plötzlich in Fesseln geschlagen, die für sie um so drückender wurden, als sie von dem Allen weder einen Grund einzusehen vermochte, noch, so oft sie auch darüber nachdachte, Vortheil daraus für sich erwachsen sah.

Wir werden später sehen, wclch einen verderblichen Einfluß eine solche Erziehung auf ein jugendliches Gemüth ausüben mußte, welches mit einem hellen Geiste einen großen Hang zur Schwärmerci verband. Der Kontrast zwischen ihrem frühern und jezigen Leben wurde für sie noch fühlbarer durch die Briefe ihrer Schwester, in welchen ihr dieselbe alle unschuldigen Freuden ihres Jugendlebens mit einer Heiterkeit und einem Frohsinn mittheilte, aus denen ein Herz und eine Seele hervorleuchteten, die einen Engel geschmückt haben würden. So blieben denn der sonst so fröhlichen und lebenslustigen Theodore Nichts als Klagen, Klagen über ein Leben, welches fast den Stempel der Verdammniß an sich

trag, Klagen über ein drückendes Dasein, das sie weder verschuldet, noch verdient hatte, Klagen über eine gemorbete Jugend, die klug- und theilnahmslos an kalten Wänden wiederhallten.

Bei so verschiedenen Lebensarten war den Schwestern das Alter herangerückt, welches die Grenzschelbe zwischen dem Kinde und der Jungfrau bezeichnet. Beide waren körperlich in üppiger Fülle fortgewachsen und zu einer Reife gelangt, die auf mehr Jahre deuten ließ, als sie wirklich zählten; in geistiger Hinsicht war denselben jedoch ganz vorzüglich Theodore vorausgeeilt. Feuerig und lebhaft war sie überhaupt von Natur, wie hätte es da wohl anders kommen können, als es späterhin kam? Wurde sie in ihrer Einsamkeit nicht gleichsam zu geistiger Thätigkeit gezwungen? Und diese Einsamkeit wurde für sie die Grundlage alles Unglücks. Einsamkeit verschleißt das Herz gegen unsere Nebenmenschen, sie verleitet zu Ungerechtigkeiten, sie lehrt uns unsere Mitmenschen entbehren und — verachten, sie verschlechtert den Bösewicht im Kerker und macht aus Mönchen und Nonnen Gewächler, selbst Thiere werden durch sie mißtrauisch und scheu, — Theodoren entriß sie Vertrauen und Zutrauen.

Wie ganz anders dagegen befand sich Ferdinand. Auf's Neue der mütterlichen Sorgfalt einer Freundin übergeben, die weder an Herzensgüte, noch lobenswerther Häuslichkeit der Verwandten im väterlichen Hause etwas nachgab, würde sie im Ganzen genommen eine Veränderung ihrer Lage gar nicht wahrgenommen haben, hätte sie nicht des Vaters gewohntes Ange Gesicht entbehren müssen.

Was jedoch die Natur ihrer Schwester versagt hatte, ward bei ihr zur zweiten Natur, — die Gewohnheit, und so fühlte sie sich denn in kurzer Zeit recht behaglich in ihrer neuen Lage. Während ihre geliebte Schwester feuzend in ihrer Zelle saß, besand sie sich an der Seite ihrer Muhme in irgend einer frohen Gesellschaft, im Kreise junger Männer, welche mit der Artigkeit der Gebildeten ihres Geschlechts bereits anfangen, der sich entfaltenden Jungfrau zarte Schmeicheleien zu sagen. Wie wohlthuend waren solche Gesellschaften und solche Gespräche für Ferdinand, und aus welchem Grunde hätte sie wohl der Schwester ihr Glück verschweigen oder Erfahrungen verheimlichen sollen, die ihr so wohl thaten? Wohlgemeinte, aber unheilbringende Briefe! welchen Einfluß übte ihr auf das empfängliche, feurige Herz der eingeschlossenen Theodore! Ihr brachtet ihr zuerst einen Begriff von dem bei, was sie zu entbehren berufen war. Ihr schloßet ihr geistiges Auge auf und zeigtet ihr gleichsam in einem Spiegel das, was man ihr gewaltsam entriß, — obgleich sie es nur erst in aufkeimender Ahnung besaß. Verderblicher hätten nicht der giftigsten Rede Worte auf ein empfängliches weibliches Herz wirken können, als hier die unschuldigen, wohlgemeinten Briefe einer liebenden Schwester.

Mit dem Beginn ihres jungfräulichen Alters begann auch eine strengere Lebensart für sie. Was man dem Kinde erlaubt hatte, konnte man der Jungfrau nicht mehr gestatten. Was der Laienschwester zustand, durfte die Novize nicht wagen, die der Nonnenschleier ehebaldigst für immer der Welt entziehen sollte.

Forderten auch die Gesetze ein Leben, wie es jetzt

begann, so liefen sie doch als unerlaubte Vorschriften den Ansichten Theodorens schnurstracks entgegen, denn jetzt fühlte sie tief in ihrem Innersten, daß der freie Wille eines Jeden das erste, das natürlichste Gesetz sei. Wagte sie selbst nach dieser Ueberzeugung noch nicht ihren Vater zu verdammen, so hatte sie doch von jetzt an aufgehört, ihn zu lieben. Alles, dies fühlte sie, müsse man an Alles setzen, die Freiheit aber stehe vor Allem oben an. Das strenge Leben hielt sie für unverdiente Strafe, ernste Ermahnungen für Härte. Beides trug nicht wenig dazu bei, ihren festen Sinn in einen unbegleitbaren umzuwandeln. —

3.

Nach ziemlich fünf Jahren schlug zum ersten Male die Stunde des Wiedersehens. Das Vaterherz hatte nicht länger schweigen können; mit aller Stärke väterlicher Liebe sehnte es sich nach dem Anblicke der geliebten Töchter, darum beschied er Ferdinand aus Altenburg zu sich, und eilte mit ihr an die Pforten des Klosters. Wenige Minuten nachher lagen sich die Schwestern in den Armen.

Wie ganz anders ist ein solches Begegnen, wenn es von allen Seiten ein freudig- und sehnsüchtig-erwartetes genannt wird. Stumm — wie der Vorwurf ihres Innern für ihren Vater, gab sich Theodore den Lieblosungen desselben hin. Thränen, das heilige Blut

der Augen, strömten über ihre Wangen beim Umfassen der Schwester. Ferdinande verstand ihre Klage ohne Worte, — Theodore hatte in einem Augenblicke ihr zukünftiges Leben das Elendes ermesfen und empfunden, während sie in der Schwester Augen des Lebens Glück las, auf welches sie verzichten sollte. Ihr erzwungenes Lächeln kündete Selbstverläugnung und Resignation an, Ferdinanden's verklärter Zug die innerste Zufriedenheit mit sich und der Welt. Ach nur zu bald lüftete sich der Zukunft trügerischer Schleier und zeigte der Glücklichen höhrend des Lebens Lücken! Stumm, wie der Empfang gewesen, wurde der Abschied; aber wie schnell kündeten sich die Folgen dieses Wiedersehens an.

Je näher die Stunde von Theodoren's Einkehrung heranrückte, desto seltener wurde der Briefwechsel beider Schwestern; Ferdinande vermied das Schreiben, um der Schwester mit ihren heitern Lebensansichten nicht zu nahe zu treten, Theodore, um der Schwester Trostflut nicht zu trüben.

In sich gefehrt und verschlossen lobte Theodore, kämpfend zwischen kindlicher Pflicht und Liebe, — lebend - todt, — wie von einem schmerzlichen Traume umfassen; heiter dagegen und in gemischten Kreisen, umgeben von trauten Freundinnen, Ferdinande ihr noch ungetrübt's Jugendleben.

Beider Umgebungen vollendeten und bildeten ihre Charaktere aus, — treue Abbilder der Erziehung.

Endlich nahte die Stunde, die Theodoren zum letzten Male als Novize erblickte. — Die Einkehrung war erfolgt. — Des Klosters Glocken verkündeten dumpf hallend den bürgerlichen Tod des lieblichsten Mädchens.

Dem künftigen Verufe ihres Geschlechts war sie für immer entrückt. Aber kein friedlicher Genius hatte über dieser Stunde geschwebt, sondern eine rächende Nemesis, damit es die Zukunft verkünde, daß solche Opfer Gott nicht wohlgefällig, solche Erwählte nicht die wahren Priesterinnen wären, sondern des Menschen freier Wille allein seinen Beruf bestimmen müsse, daß weder ein Vater seinem Kinde, noch der Mächtige dem Unterdrückten, weder durch Gewalt, noch durch Gelübde eine Bahn vorzeichnen dürfe, die er sich nicht selbst erwählte.

Gesentken Hauptes saß Theodore, nicht eine kindlich Betende, sondern einer Büßenden ähnlich, in ihrer Zelle, nur scheinbar das Auge auf das aufgeschlagene Buch heftend, oder mit dem düstermelancholischen Blicke weit in die Ebene hinausschauend; mühsam unterdrückte sie die Seufzer, die mechanisch sich ihrer ahnungsvollen Brust entwanden. Niemals verlebte sie ihre Stunden in Gemeinschaft mit den Nonnen, diejenigen ausgenommen, in welchen die Mahlzeit, oder die Gebete nach den vorgeschriebenen Ordensregeln gehalten werden mußten. Ihre einzige Erholung bestand in der Beschäftigung mit sich selbst.

Obgleich sie recht gut wußte, daß sie von nun an für immer ihrer Freiheit beraubt war, schmiedete sie ausschließlich doch nur an Plänen zur Wiedererlangung derselben; ihre Freiheit, — so hatte sie sich feierlich in jener Stunde gelobt, in welcher man ihr den Schleier als symbolisches Zeichen ihrer Vermählung mit der Kirche über ihr Haupt zog, — strebte sie wieder zu erringen, koste es, was es wolle, und sollte sie dieselbe nur für wenige Monden mit ihrem Leben erkaufen. Noch ein

Mal frei in Gottes freier, herrlicher Natur zu schwelgen, ungebunden alle Räume, wie ihre nimmer ruhende Phantasie zu durchlaufen, das müsse sie, das hatte sie sich unverbrüchlich geschworen.

Jede Stunde; die ihr angehörte, brachte sie daher an den Ufern der Pleiße in einer Laube zu, wo sie un-
gesehen Augenzeuge von dem sein konnte, was rings um sie her sich zutrug. Links schweifte das Auge über die anmuthigen Wiesen nach den Auen Lindenau's, begrenzt von schattigem Walde und dem freundlichen Rukthurm *); unmittelbar vor ihrem Gesichtskreise dehnten sich die Wiesen der Pleißenburg, traulich umschlungen von den Armen der alten und der neuen Pleiße, die der Burg den Namen gegeben; rechts breiteten sich die Ebenen von Sonnenwitz aus, wo auf fruchtbaren Fluren das Korn im Strahle der allbelebenden Sonne beim Anbrechen und Scheiden des Tages golden glänzte, denn damals raubten noch dem Kloster die Häuser der jetzigen Petersvorstadt die freie Aussicht nicht.

Hier in dieser Laube auf grüner Moosbank, umrankt von Immortellen und Rosen, lauschte sie den murmelnden Wellen, verursacht durch den Fall eines nahen Wehres, die sich ohne Unterlaß sanft zwischen grünen Ufern **) zu ihren Füßen hinschlängelten, sie zu begrüßen; da saß sie, eine zweite Heloise, Sehnsucht in der Brust, Liebe, — nein — —

*) Jetzt Rukthurm.

**) Die Wiesen der heutigen Nonnenmühle und des Mißel'schen Gartens.

Thurer Unglücksname, werde nimmer
Von verstummter Lippe mehr gehört!
Wirk dich da ins Dunkel, wo noch immer
Liebe gegen Andacht sich empört!
Schreib' ihn nicht! — doch ach! was hilft mein
Wehren? —

Masche Hand, du schriebst ihn ja schon hin!
Löschst ihn wieder aus, ihr meine Zähren,
Und entsündigt die Verrätherin.
Ach! die Arme, die vor Schuld erbanget,
Schluchzt und weint umsonst, umsonst ihr Ach.
Was gebieterisch das Herz verlanget,
Schreibt die Hand nur allzuwillig nach *).

A.

Und so war es; was ihr Herz verlangte, das fand
sich, fand sich in der Gestalt eines blühenden Jünglings,
der oft auf schaukelndem Rahne in Träumen versunken,
ruhig den Wellen die Führung seines kleinen Fahrzeu-
ges überließ. Möchte sie auch den Athem zurückhalten
und die Seufzer in der Brust zerdrücken, der scheinbar
träumende und schwärmerische Jüngling hatte sie doch
erblickt, — ihrem Schicksale konnte sie nicht entgehen.
Jedem Menschen schlägt seine Stunde im Glück oder
in der Liebe, oder in beiden, zugleich. Wie sehr sie sich

*) Pope's Heloise.

auch bemühte, den Blicken des Jünglings zu entfliehen, wie sehr auch *Abolph*, — dies war sein Name, — dem Drange des Herzens zu widerstehen sich bestrebte, umsonst! Nicht die drohende Gefahr, nicht die Furcht vor der Strafe des Verbotenen, noch das heilige Gewand, welches stumm auf die Unmöglichkeit irgend einer Hoffnung hindeutete, waren im Stande eine Neigung zu besiegen, die eben so schnell entstanden, als zum Riesen emporgewachsen war.

Nicht Buße, nicht Gebete und Gefänge, nicht Fasten noch Thränen, welche Tag und Nacht ihre rothigen Wangen benetzten, waren vermögend, ihrer Pulse rasche Schläge zu besänftigen. Jeder Windzug hauchte ihr den theuren Namen in das Ohr, jede Welle schrieb ihn zitternd auf dem flüchtigen Elemente, jeder Donnerschlag verkündete ihr laut mahnend seinen Namen — und ihr Verbrechen.

Aber mächtiger als Sturm und Donner, kräftiger als der Wille, — unbeflegbar ist die Liebe. Erst schüchtern, dann muthig, zuletzt tollkühn, so *Abolph*; erst schwankend, dann unwandelbar und treu und unerschütterlich, so *Theodore*. Jede Blume ward ein Brief, jedes Blatt ein Buch, jeder Laut eine Rede. Wenige Nadelstiche, durch Blätter gestochen, genügten statt langer Mittheilungen, einige Zeichen statt langer Gespräche. Ach, diese Briefe waren ja Anfangs die einzigen Zeugen ihrer Liebe, die heiligen Schwüre der Treue, der Unverbrüchlichkeit, des Schweigens.

Darum Schreib', Geliebter meiner Seele,
Schreib' mir Alles, Alles ohne Scheu,

Daß mein Schmerz dem Deinen sich vermähle,
Daß ich Deiner Seufzer Echo sei!
Diese Macht entzogen ja der Armen
Ihr Geschick und ihre Feinde nie.
Könntest wohl, entneigter dem Erbarmen,
Du mir mehr entzieh'n, als sie?
Noch sind sie mein eigen diese Zähren;
Wozu spart' ich sonst die Zähren noch?
Wollt' ich sie der Liebe nicht gewähren,
So entpreßte sie mir Buße doch.
Meiner matten Augen letzte Kräfte
Sehnen sich von nun an, spät und früh,
Nach dem Einen seligen Geschäfte;
Lesen nur und weinen wollen sie.

Theile drum Dein Weh mit meinem Herzen!
Weig're mir sie nicht, die bittere Lust! —
Theilen? — O zu wenig! — Deine Schmerzen
Alle, alle schütt' in meine Brust! —
Traun, ein Gott war's, welcher Schrift und Siegel
Für ein armes Liebespaar erfand;
Für das Mädchen hinter Schloß und Riegel,
Für den Jüngling, weit von ihr verbannt.
Briefe leben, athmen warm, und sagen
Muthig, was das bange Herz gebeut,
Was die Lippen kaum zu flammeln wagen,
Das gesteh'n sie ohne Schüchternheit.
Daß in Gram sich Herz an Herz erhole,
Herz von Herz getrennt durch Land und Meer,
Tragen sie vom Indus bis zum Pole
Dienstbar auch den Seufzer hin und her.

So wie die Regenbogenfarben sich in einander verlieren, so unmerkbar verschlingen sich Freundschaft und Liebe. Kein Sterblicher wird je beider Grenzen mathematisch genau zu scheiden wissen, noch viel weniger aber wird irgend Jemand der leidenschaftlichsten Liebe Höhepunkt anzugeben vermögen.

Blitzschnell sproßte ihnen aus der Freundschaft die Liebe. Selbstvergessen ruhten sie wonne- und sinneberauscht festumschlungen, Brust an Brust, hingestorben im seligsten Gefühle, — dem Kusse, bei nächtlicher Weile unter dem Sternendome, nicht an sich, nicht an die Welt denkend. Reger Wollust Bilder umgaukelten die Glühende Phantastie, und ruhig schlug ihnen das Herz im verlangenden Busen, während die einzige Theilnehmerin, — die Sünde, sich unablässig bemühte, den schäumenden Becher der Wollust aufs Neue zu füllen, um den süßen Laumel des Verderbens wach zu halten.

„Komm zurück, du holder Laumel! Gähre
Wieder auf, du süßer Nektarschaum!“

Nichts! — Mir dünkt, nun wandern wir zusammen
Durch die Schauer oder Wüstenei,
Und bejammern, daß von unsern Flammen
Nirgends, nirgends mehr Erlösung sei! —

Da aber ist sie am wenigsten, wo die Kirche das „Bis hier her“ bestimmt hat; nur einen Schritt zu weit, und Vergebung und Gnade flehst du vergeblich, schwacher Mensch!

Gott ist ein Gott der Liebe, die Kirche predigt die Liebe laut, wie die Natur selbst; aber du darfst sie nicht kosten und schmecken lernen, dem Kloster Anheimge-

fallener! Fliehe es, Unglücklicher! wie die Pest, verderbenbringend ist seine Nähe, Tod spendend sein Hauch, und birgt selbst den Verräther in seinem Schooße. Kurz wie ein Traum, wie das Säckeln des erwachten Kindes, wie Sonnenblicke im April, schnell wie Wolkenzug vom Sturme gepeitscht, spurlos verschwunden wie der Blitz, — von solcher Dauer sollte ihre Liebe sein. Aber trotz einer solchen Aussicht für die Zukunft hatte es dennoch das Schicksal so beschlossen, und ihr Entgegenkämpfen unterlag ihrer Neigung. Was kümmert sich Liebe um Zukunft und Gefahren, was fragt sie nach Gebräuchen und Gesetzen, was nach Stammbäumen!

Die Liebe ist ein unnennbares Etwas, ungebunden in Zeit und Räumen, erhaben über die Menschheit und ihre Satzungen, selbst über die Natur und über den Geist. So stark war Theodorens und Adolp's Liebe, die sie an den Rand des Verderbens führte.

5.

Während Theodore glücklich in ihrer verbotenen Neigung lebte, heiß entbrannt für ihren Adolp schwärmte, statt zerknirscht und knieend am Altar zu beten, sammerte Ferdinande in trunkenem Umarmung über ihr Geschick, sich und die Menschen anklagend, Alles verdammend, nur nicht ihre Liebe, die auch sie und zwar zuerst vernichten sollte. Fürchterliches Zeitalter! Unglückseliger, schneller Wechsel des Glücks! Beflagenswerthe Menschheit! Wer

hatte die Gesetze für Sonst geschrieben. Wo endigte damals das Gesetz und wo begann die Billigkeit? Wer erwog die Zeit und prüfte die Umstände? Richter! Inhaltschweres Wort! Wiegt nicht die Billigkeit, nicht die Strenge und Willkühr gleich schwer in den Waagschaalen Eurer Gerechtigkeit?

Frei durfte die eine Schwester über ihre Neigung gebieten, und sie fühlte sich unglücklich; verboten waren der andern die Regungen ihres Herzens, und sie war glücklich. Ihr Wille war Theodoren das einzige Gesetz, — die Meinung der Welt Nichtschnur für Ferdinand. Während der Einen der Dolch der Reue hätte das Herz durchbohren sollen, beklagte die Andere den Fall ihrer Tugend, in dem sich die Erstere unaussprechlich glücklich nannte. Nicht des Himmels Macht, nicht der Wunsch der Frömmigkeit vermochte ihre Gefühle zu unterdrücken.

Welches Glück, daß den Vater bereits des Todes Nacht umgab!

So war es damals, so ist es noch jetzt: was man wünscht, geschieht nicht; dem man entgehen will, läuft man entgegen.

Ferdinande, der Welt gelassen, war im Ganzen genommen frömmere, duldsamer, leutseligere, wenn auch nicht ganz frei von Vorurtheilen; Theodore, dem Kloster mit Gewalt in die Arme geschleubert, kräftiger, vorurtheilsfreier, ihrem Jahrhundert entrückt und vorangeeilt durch ihren Willen, durch ihres Charakters unerschütterliche Festigkeit.

Theodore jubelte und schwamm in einem Meere von Entzücken, freute sich der Zukunft, lebte im Geiste ausschließlich ihrem Adolph und dem Kinde, welchem sie
 Sagen Leipzigs.

in kurzer Zeit entgegen sah. Einen verborgenen Winkel aufzufinden, wo sie ungesehen im Kreise der Ihrigen glücklich sein könnte, daran zweifelte sie keinen Augenblick. Zwischen traurigen Klostermauern war sie zu jener Energie gelangt, die in jener Hinsicht bewunderungswürdig genannt werden muß, aber daraus wird erklärlich, daß sie in frühester Jugend in das Kloster gelangt war und überhaupt die Welt mit ihren Erbärmlichkeiten gar nicht kennen gelernt hatte, während Ferdinand, in ihr aufgezogen, stündlich eine Anzahl jener erbärmlichen Creaturen beiderlei Geschlechts vor Augen gehabt und noch hatte, deren Geschäft darin bestand, ihre Mitmenschen mit dem Gifte der Verläumdung zu begeltern.

In einer solchen Welt, dies fühlte Ferdinand, bedurfte das schwache Mädchen irgend einer Stütze, wollte es nicht das Leben einsam vertrauern oder jenem Troste anheimfallen, durch welchen mit raffinirter Bosheit Ehre und guter Name einzelstehender und schwacher Personen untergraben werden.

Schwankend und empfänglich wie sie war, konnte sie sich unmöglich über den Geist ihres Zeitalters erheben, und während sie sich kluger Weise einem treuen Freunde innig angeschlossen, geschah dies nicht ganz aus reiner Neigung, sondern auch aus den schon oben angegebenen Gründen, und um eines verhassten Nebenbuhlers ledig zu werden, mit dem man sie wegen seines Vermögens um jeden Preis verbinden wollte. Während sich also die Schwester aus Neigung dem Theuern rückichtslos hingab, fiel sie mehr aus Schwäche ihres Geschlechts, als mit Vorsatz.

Beleuchten wir jedoch das Verhältniß etwas näher. Ferdinand, wie schon gesagt, von einer ehrbaren, aber noch lebenslustigen Matrone vollends erzogen, hatte oft Gelegenheit, Gesellschaften zu besuchen, in welchen ausschließlich Mitglieder der vorzüglichsten Familien der Stadt anzutreffen waren. Ihre Herzensgüte, Anmuth, wahre Schönheit und ein bedeutendes Vermögen waren Eigenschaften und Vorzüge, die nur zu schnell und namentlich der jungen Männerwelt in die Augen fallen mußten, als daß sich nicht Mehre derselben gleichzeitig um ihre Zuneigung hätten bewerben sollen. Zwei aber buhlten vorzüglich um Ferdinands Gunst.

Gustav, ein zarter Jüngling, glühend und empfänglich für alles Schöne, von hochherziger Gesinnung, regelmäßigen Formen und einem blauen Augenpaare, aus denen des Herzens Güte und deutsche Biederkeit laut sprechend hervorstrahlten — ihn, den bescheidenen, aber nicht wohlhabenden Künstler, begünstigte Ferdinand.

Friedrich hatte der ruhigen und berechnenden Lante Fürsprache — einen mächtigen Hebel — für sich. Reich, kräftig, fest, ja tollkühn, war er schon mehr als einer Jungfrau gefährlich geworden; aber auch sein Leichtsinnsinn war bekannt, und das Urtheil der ganzen Stadt würde sich allgemein ungünstig über ihn ausgesprochen haben, wäre er nicht eines reichen Patriziers einziger Sohn gewesen. „Aus dem leichtsinnigsten Freier kann der beste Ehemann werden,“ sprach die Lante: „Sind die Hörner abgestoßen, wird der Kopf wiederum glatt,“ die Freundinnen derselben.

Diese Reden prallten aber an der innigen Liebe des

rechtlichen Mädchens ab, die den armen Geliebten nicht einem unwürdigen Reichen zu opfern beschloffen hatte. Unwürdig war er ihrer, dieß hatte sie einst — gezwungen zum Kaufchen — aus seinen eigenen Bekenntnissen erfahren. Doch weder dem Geliebten noch der Tante theilte sie dieselben mit, sondern verschloß sie, wie dieß einem züchtigen Mädchen geziemt, fest in ihren Busen, hätte sie doch sonst Verrätherin an Freundinnen werden müssen, die noch in allgemeiner Achtung standen. Dagegen vermochte das Benehmen dieses Unwürdigen sie zu selbstständiger Handlung, — auf das Bestimmteste schlug sie seine Bewerbung aus und warf sich desto vertrauungsvoller in die Arme des Theuern.

6.

So hatte sich denn beider Schwestern Liebe höchst unglücklich für sie herausgestellt, und ihnen eine Zukunft der Schmach und Schande, ja des Todes eröffnet. Ferdinand der öffentlichen Schmach; denn war sie nicht der Kirchenbuße unwiderruflich verfallen, dafern sie Mutter würde, bevor sie Rudolphs Weib geworden? Dies war aber aus vielen Gründen, die wir der Kürze wegen aufzuzählen unterlassen müssen (da eine Sage, als solche, nie kurz genug sein kann), rein unmöglich. Sollte sie, die aus untadelhafter Liebe Strafbare, sich den höhnenden Blicken der von Vorurtheilen eingenommenen Frauen und Jungfrauen ihres Zeitalters, eine Büßende

an den Kirchthüren als warnendes und abschreckendes Beispiel aussetzen und dem Hohne der Ungebildeten Preis geben? Nein! Kaum stellte sich ihr daher die dunkle Ahnung ihres Mutterseins zur Gewißheit heraus, so beschloß sie auch das einzige Mittel, welches sie noch retten konnte, — die Flucht, und vollzog sie mit Hülfe ihres Gustav. Geräuschlos, wie der Gang des Mondes in stiller Mitternacht, war das Scheiden von ihrer Wohnung.

Auch Theoboren fand kein anderes Mittel zu Gebote, und dieses noch obenein unter bedeutend schwierigen Umständen. Die Ausführung verzögerte sich bis zu einem Gefahr drohenden Zeitpunkte, wenn sie Adolph nicht beschleunigen konnte, denn kaum vermochte noch das weite, faltige Nonnengewand und die eiserne Schnürbrust der damaligen Zeit, ihren Zustand zu verbergen.

Für ihn war es freilich stets eine leichte Mühe gewesen, über die niedere Mauer des Nonnenklosters zu steigen. Wie konnte er ein Gleiches von einem schwachen, noch dazu in solchem Zustande sich befindenden Mädchen verlangen?

Unter so bewandten Umständen beschloß er, von dem einzigen Mittel, welches er ohne Bedenken seiner geliebten Theodore mittheilte, Gebrauch zu machen, nämlich! ausschließlich seinen Kräften vertrauend, es zu versuchen, ob er im Stande sei, sie an einem Stricke, an dessen beiden Enden er zwei Schlingen von der Größe angebracht hatte, daß gerade Theoboren's Füße hineinpaßten, in welche sie treten solle, während sie sich mit den Händen weiter oben fest anhalten müsse, ohne irgend eines andern Hülfe auf die Mauer zu ziehen.

Wie schlug ihm, dem kräftigen Jünglinge, vor Angst

und Entsetzen das Herz, wenn er daran dachte, daß entweder ihre Kräfte schwinden oder die sehnigen nicht hinreichend sein könnten, sie heraufzuziehen. Was sollte dann aus ihr, was aus ihm werden, wenn sie zurückstürzend Unglück nähme, oder irgend ein zufälliges Geräusch eine Entdeckung herbeiführte? Würde ihm eine andere Wahl bleiben, als sich und Theodoren umzubringen, oder den Thorwächter zu morden, um ihre Flucht nöthigenfalls mit Gewalt zu bewerkstelligen?

Die verhängnißvolle Nacht brach an, schwarz wie ihr Vorhaben. Pünktlich stand er zur verabredeten Minute auf der Mauer, sie im Klostergarten am Fuße derselben. „Verzage nicht und hoffe auf Gott!“ lächelte sie herauf, fuhr mit den niedlichen Füßen in die Schlingen, umfaßte fest und sicher den Strick — und bald fühlte sie sich von Adolphts kräftigen Armen in die Höhe gezogen.

Ein junger Herkules stand er oben auf der schwachen Mauer, alle seine Muskeln bebten, krampfhaft zog er an dem Stricke, siehe da ward Theodorens Kopf sichtbar, kurz darauf die Hand, die den Rand der Mauer ergriff, eine Minute später umschlang er sein Mädchen im Gefühle der seligsten Trunkenheit. So schwelgte nicht Vulkan in den Reizen seines Weibes, so kosete nicht Jupiter als Schwan verwandelt mit der reizenden Leda, so feurig hatte noch kein Sterblicher geküßt, wie Adolpht seine Theodore. Sie war es, die ihn zuerst aus seinem süßen Rausche erwecken mußte, sie, der selbst das größte Unglück, selbst die peinlichste Lage, weder den Muth noch den Geist nur auf wenige Minuten zu schwächen vermochte. Sicher und kräftig umschlang er ihren schönen

Leib mit der linken Hand, während er mit der rechten und den beiden Füßen die angelehnte Ruderstange umklammernd, schnell an derselben mit Theodore hinabfuhr. So war denn ihre Flucht wenigstens halb gelungen zu nennen, weshalb dann auch Adolph mit neuem Vertrauen seinen Kahn mit leisem Ruderschlage, als wollte er nicht die Fische stören, weiter führte.

In jener Zeit umgaben den westlichen Theil der Stadt noch nicht so viele Mühlen, wie heut zu Tage, deshalb war auch damals eine große Anzahl von Wehren noch entbehrlich, die in unsern Tagen durchaus erforderlich sind; aus diesem Umstande ward es Adolph möglich, aus der Pleiße in die Elster und auf diesem Flusse nach dem sogenannten Ruckthurme — an dessen Mauern damals der Fluß unmittelbar vorbeifloß — noch in derselben Nacht zu gelangen.

Hier brachte Adolph seine Theodore bei dem armen, aber ehrlichen Thurmwart, der einsam in Gesellschaft seines kinderlosen Weibes seine Zeit verlebte, zu ihrer gänzlichen Beruhigung unter.

Kein Mensch als dieser Mann betrat je den Thurm, in welchem ein Stübchen für die beklagenswerthe Nonne bereits recht wohnlich eingerichtet war. Mit der Aussicht nach dem herrlichen Walde, der hinter blumigen Wiesen die ganze Fläche umgürtete, ließ das Zimmerchen für ein an Einsamkeit und leere Wände gewöhntes Mädchen Nichts zu wünschen übrig.

Liebevoll und zuvorkommend war des Thurmwarters Weib gegen sie. Täglich konnte sie ungestört in des Geliebten Armen ruhen, ihn küssen und laut bekennen, wie unendlich theuer er ihr sei. Ihre Liebe

- erhielt von dieser Zeit an gleichsam erst ein höheres, geistigeres Leben, denn bis jetzt hatte sie ja nur stumm in derselben schwelgen und nur durch Briefe sagen können: „mehr als mein Leben Lieb' ich Dich.“ Jetzt aber war es ihr vergönnt, in Worten auszudrücken, was in ihres Herzens tiefster Tiefe schlummerte. Mit Entzücken dachte sie an die nahenden Mutterfreuden und malte sich eine rosigge Zukunft aus, die sich leider nur zu bald anders, ja sogar schrecklich gestalten sollte.

7.

Zwei Stündchen vom Rukthurme, rings vom Walde eingeschlossen, liegt mitten auf einer duftenden Wiese ein großer Meierhof, die Lauer genannt, — früher ein Mönchskloster, — hierher hatte Gustav seine Ferdinand gebracht.

Der Pächter dieses Grundstücks war ein treuer, aufrichtiger Freund, seine Gattin ein zuverlässiges, achtungswerthes Weib. Der Verschwiegenheit Weiber durfte sich Gustav versichert halten. Ihnen übergab er vertrauensvoll seine theure Geliebte, bevor er sich aus ihren Armen riß, um nothgedrungen ebenso schnell als heimlich wieder nach Altenburg zurückzukehren, etwaigen Verdacht von sich zu entfernen, die Meinungen der Bekannten zu sondiren, und darnach nöthigenfalls seine Maassregeln zu ergreifen.

So lebten beide Schwestern kaum in einer Entfernung von einer kleinen Meile aus einander, ohne daß die Eine nur eine Ahnung von dem Zustande der Andern gehabt hätte. Beiden hatte die weibliche Schaam den Mund verschlossen, und doch waren sie fast gleichzeitig und aus einem und demselben Grunde ihrem Aufenthaltsorte entflohen, die Eine, dem schmach- und qualvollen Tode, die Andere, der Schande und dem verlegenden Hohne ihres in solchen Fällen lieblosen Geschlechtes zu entgehen.

Während also die beiden Jungfrauen, abgeschlossen von der Welt, unbekümmert um sie, ausschließlich nur sich und ihren Trauten lebten, war diese desto mehr mit ihnen beschäftigt. Flüchtiger als ein Telegraph, schneller als der Blitz oder der Lauf der Sonne, fast so schnell wie der Gedankenflug, hatte sich das Gerücht ihrer Flucht verbreitet. In tausendfacher Form wurden die Erzählungen — aus zuverlässigen und sichern Quellen geschöpft — von Straße zu Straße, von Stadt zu Stadt getragen.

Seulend und verwünschend liesen die eingeschrumpften Nonnen in den Kreuzgängen herum, verzweiflungsvoll die Hände ringend über die dem Kloster zugefügte Schande. Alles, was von Theodorien herrührte, schleuderte die fanatische Aebtissin verfluchend in das Wasser. Verdoppelt wurde die Zahl der Gebete, ausgehöhlt vom Knieen der Stein vor dem Altare, um die unbefleckte Jungfrau, die Patronin des Klosters, zu verhöhnern.

Augenblicklich geschah dem Abte des Thomasklosters, als dem Vorsteher dieses Nonnenklosters, die Meldung dieses unerhörten Ereignisses. Zwar befaß dieser flu-

ger Weise das tiefste Stillschweigen an, — aber schon zu spät. Ohne Verzug schickte er seine Klostersnechte nach allen Seiten mit den ausgedehntesten und gemessensten Befehlen hinsichtlich ihres Verhaltens bei etwaiger Ergreifung der verirrtten Nonne. Vergeblich! Nirgends eine Spur. Kein männlicher, kein weiblicher Fußtritt ließ auf irgend eine Richtung schließen. Sie waren ja auf einem Elemente dahingefahren, das durchaus kein Zeichen zurückläßt. Die Ringle, vom Rahne verursacht, waren längst verschwunden, und ruhig wie gewöhnlich lief der kleine Fluß seiner Bestimmung, seinem Ziele zu. Alles Forschen, jede Aufforderung zur Rückkehr blieb ohne Erfolg.

Schon waren zwei Monden vergangen, und *Thedora*'s veränderte Gestalt bekannte laut, daß die Jungfrau jetzt Mutter geworden war. Kein Sterblicher wußte darum, als der alte Thurmwart und seine Frau. Jetzt hätte es noch in *Thedora*'s Macht gestanden, dem Gewitter, welches sich bereits über ihrem Haupte zusammenzuziehen begann, vorzubeugen. Aber Niemand kann seinem Verhängnisse entgehen, — und das Schicksal schreitet schnell.

Hätte sie sich entschließen können, freiwillig nach dem Kloster zurückzukehren, so würde sie, wenn auch durch harte Buße, dieses Vergehen gesühnt haben; — doch zu sehr liebte sie ihren *Adolph*, zu sehr sein Ebenbild, den geliebten Sohn, zu sehr haßte sie dagegen das Kloster, — sie blieb, und ihre Würfel waren geworfen.

Nicht viel anders stand es um *Ferdinand*. Auch über sie hatte die Lieblosigkeit Fabeln genug in Umlauf gebracht, um eine ganze Mythologie daraus zu bilden. Alle Sprichwörter, die nur irgend haltbar wa-

ren, wurden auf sie angewendet. „Stille Wasser sind tief,“ sprach die ehemalige Busenfreundin mit einem hämischen Blicke; der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht,“ eine zweite mit einem verdächtigen Seufzer, der mehr Theilnahmslosigkeit als Theilnahme ausdrückte; „es ist Nichts so klar gesponnen, 's kömmt doch endlich an die Sonnen,“ eine dritte mit einem schelmischen Lächeln in den selbstbefleckten Augen; „kein Wässerchen konnte sie trüben,“ eine vierte mit boshafter Schadenfreude und schlecht geheuchelttem Mitleiden.

Von allen ihren ehemaligen Freunden und Bekannten nahm sich der verschmähte Liebhaber, der Patrizlersohn, ihrer dem Scheine nach noch am eifrigsten an, um verdachtlos sie dafür desto sicherer zu vernichten. Während er laut zu ihrem Vortheile sprach und standhaft ihren guten Namen und jungfräuliche Ehre gegen Jedermann vertheidigte, schwur er ihr heimlich die fürchterlichste Rache, die nur ein unversöhnliches Gemüth je auszudenken vermag.

Seinem Scharfblicke war das veränderte Benehmen Gustav's nicht entgangen; ihn hatte sie ja sichtbar allen Andern vorgezogen, mit der größten Auszeichnung und Aufmerksamkeit ihn behandelt. Damals malte sich die größte Selbstzufriedenheit, das reinste Glück in seinen Zügen, — jetzt, seitdem Ferdinand verschwunden, las er dagegen deutlich in dessen Innerem, daß ihn ein geheimer Schmerz quäle und etwas beunruhige, was wohl erheblich sein müsse; denn ihn, den Charakterfesten Jüngling, konnte eine Kleinigkeit nicht beugen, nicht das frische Roth seiner Wangen verschwechen.

Wie die Schlange ihre Beute, so umkreiste er Gustav, heimlich und geräuschlos, wie sie. Keinen Boten sah Friedrich irgend einen Brief in seine Wohnung tragen, keine verdächtige Person in dessen Haus schleichen, keinen abgelegenen Ort, zu irgend einer Zwiesprache passend; suchte Gustav auf. Fast wurde er an sich, fast an ihm irre, — da — Welch ein glücklicher Zufall! — schlich Gustav an ihm vorüber, eingehüllt in einen Mantel, — in heißer Sommernacht in einen Mantel, — in welcher andern Absicht, als unkenntlich zu sein? Dies mußte einen geheimen, einen wichtigen Grund haben. Daß er es war, unterlag keinem Zweifel; ihn mußte er belauschen, sein Vorhaben wo möglich ergründen. Gustav nahm seine Richtung nach Leipzig, dies war genug für ihn. Aus Leipzig stammte ja Ferdinand, nach seiner Ueberzeugung konnte sie daher an keinem andern Orte sein, als in ihrer Geburtsstadt.

So sprach er mit sich selbst, und beschloß sogleich zu handeln.

S.

Bald hatte er einen Mann ausgekundschaftet, der seines Vertrauens werth und seiner Freundschaft würdig war, einen Mann, dem das Unglück Anderer Vergnügen, der Schmerz seiner Mitmenschen Freude machte, der es für eine ehrenvolle Beschäftigung hielt, — Spion zu

sein. Um diesem das Geschäft so viel als möglich zu erleichtern, miethete er demselben, eine Wohnung, der Gustav's gegenüber. Kein Laut entging seinem Ohre, keine Bewegung seinem Blicke, und war gleich Gustav äußerst vorsichtig, so war er doch immer noch sorglos und gut genug, nicht einen Zeden für schlecht zu halten, und dieses ihn ehrende Zutrauen zur Menschheit beschleunigte das bevorstehende unglückliche Ereigniß.

Sehr bald hatte dieser saubere Genosse des verächtlichsten Menschen Ferdinands Aufenthaltsort, gleich einem Spürhunde der Fährte folgend, aufgespürt, als er für schnödes Geld denselben an seinen verworfenen Miether verrieth.

Mit teuflischem Entzücken sog dieser seinen Bericht ein; kaum vermochte er vor hämischer, angeborener Schadenfreude die fluchwürdigen Regungen seines Innern zu unterdrücken, so lechzte sein Herz nach — Rache.

In diesem einzigen Worte waren seine ganzen Wünsche zusammengebrängt.

Mit blutdürstigeren Gesinnungen als der Kannibale, eilte er daher zu dem Abte des Thomasklosters, unter dessen Schirm das Barfüßerkloster gehörte, und erzählte diesem mit der ganzen ihm zu Gebote stehenden Kunst seiner Heuchelei, wie er gehört habe:

„daß sich eine Nonne so weit vergessen hätte, aus ihrer Zelle zu entfliehen, wie sein Herz sich ob dieser Frevelthat und Entwürdigung dieser heiligen Wohnung empöre, daß ihm sein Gewissen keine Ruhe gelassen und unausgesetzt angetrieben habe, den Schlupfwinkel dieser Pflichtvergeffenen zu erforschen, — dies sei ihm endlich nach vielen vergeb-

lichen Versuchen gelungen, und nur seinen Ohren allein wolle er denselben anvertrauen.“

War auch des würdigen Abtes Herz über den Fehltritt dieser ihrem Gelübde untreu gewordenen gottgeweihten Jungfrau tief erschüttert, hatte er sich auch bei der Anzeige dieses Vorfalls heilig gelobt, mit der ganzen Strenge des Gesetzes ein Verbrechen zu bestrafen, welches, wenn es um sich griffe, von unberechenbaren Folgen für seinen Sprengel, ja für die ganze Kirche werden könnte, — so schmerzte es ihn doch vorzüglich, nothgedrungen ein abschreckendes Beispiel an einer Jungfrau vollziehen zu müssen, die nicht nur wegen ihrer Jugend, sondern auch wegen ihrer schwärmerischen Gesinnungen und ganz besonders deshalb, weil sie der Wille des Vaters und nicht der eigene vermocht hatte, den Schleier zu nehmen, auf Milderung der Strafe Ansprüche zu machen berechtigt war.

Leider konnte diesmal um so weniger die Rede davon sein, als in neuerer Zeit gerade zu viele Beispiele der Pflichtvergessenheit und des Ungehorsams vorgekommen waren, weshalb auch damals von Rom aus auf Schärfung und buchstäbliche Erfüllung des Gesetzes wiederholentlich hingewiesen worden war. Dadurch sah sich denn der Abt zu jenem traurigen Schritte genöthigt, den ihm die Pflicht und seine Stellung zum apostolischen Stuhle gebot. Demgemäß ließ er in der Stille der Nacht die nöthige Anzahl Klosterknechte aufbrechen und machte blos den Anführer mit dem Zwecke ihres Zuges bekannt. Nachdem er von diesem das unverbrüchlichste Stillschweigen verlangt hatte, entließ er ihn mit der gemessenen Weisung:

„daß, wenn irgend ein Hausbewohner verrathen würde, wie Theodore, — denn für diese war sie von dem niederträchtigen Verräther vorsätzlich bei dem Abte ausgegeben worden, — durch Klosterknechte aufgehoben worden sei, ihn unfehlbar Excommunication treffen würde.“

Durch dieses Verbot waren dem unglücklichen Gustav alle Wege abgeschnitten, und nur lange nachher, als die bedauernswürdige Ferdinande bereits ihren letzten Seufzer nach ihm ausgehaucht hatte und vor den gerechtesten aller Richter getreten war, erfuhr er erst das schreckliche Ende seiner Freundin.

Ich unterlasse es, die Verzweiflung zu beschreiben, die sich seiner bemächtigte, als man ihm die Nachricht hinterbrachte, „Ferdinande sei entflohen.“

Umsonst rang er die Hände, umsonst rief er nach allen Gegenden den theuern Namen. Sie bargen ja des Klosters kalte Mauern, über ihrem Schicksale ruhte der nie ergründeten Kirche geheimnißvoller Schleier, und Aller Zungen waren durch das Verbot dieser Mächtigen gefesselt.

Mit edlem Anstande, groß in ihrer beklagenswerthen Lage, stand die gefallene Jungfrau ihren Richtern gegenüber. Erst aus des Abtes Munde erfuhr sie zu ihrem größten Entsetzen, daß man sie für eine entflohene Nonne, für ihre — Schwester halte. Im Nu durchschaute sie mit der ihrem Geschlechte eigenen Klugheit der Fragen noch verborgene Absicht, und sich Preis gebend beschloß sie, heldenmüthig für die geliebte Schwester sich zu opfern. Tief erschüttert vernahm der Abt, vernahmem die Beisitzer und Zeugen das Tod bringende

Geständniß; aber es genügte ihnen nicht. Aus der Priorin Munde noch wollten sie hören, daß sie auch wirklich „Theodore“, die Gesuchte, sei. Der Abt ließ sie herbeirufen und Ferdinanden gegenüberstellen, bei deren Anblicke diese sogleich in laute Verwünschungen ausbrach. „Ja!“ rief sie endlich, „sie ist die gott- und ehrvergesene Jungfrau, die alle Qualen des Fegefeuers auszustehen haben wird,“ und wendete sich mit Verachtung von ihr.

Gesetzt aber auch, Ferdinande hätte nicht den großmüthigen Entschluß gefaßt, sondern die Wahrheit bekannt, so hätte es ihr doch nicht viel geholfen, denn der verrätherische Bösewicht hatte einmal beschlossen, sie zu verderben. Er würde nöthigenfalls durch einen Eid bekräftigt haben, daß sie Theodore sei; die Aebtissin aber bestätigte dies, irreführt durch die täuschendste Aehnlichkeit. Man würde sie mithin für eine Lügnerin gehalten — und dennoch verurtheilt haben, denn die geschändete Kirche forderte ein Opfer.

Wäre aber auch die Schwester noch aufgefunden worden, hätte sie nach Kundwerdung ihres Zustandes der Kirchenbuße, der öffentlichen Schmach entgehen können? Nein! Lieber Tod, als Schande und Schmach! so dachte die edele Ferdinande.

9.

Wenige Wochen nachher zog, ruhig wie die Nacht selbst, ein Nonnenhause, umgeben von gewappneten

Klosterknechten, in ihrer Mitte eine verschleierte Jungfrau mit gebundenen Händen, zur hinteren Klosterpforte hinaus, setzte in einem Kahne über den schmalen Fluß, und nahm seine Richtung unter dumpfem Gemurmeln, nach jener Brücke, welche über die Elster führt und die Wiesen jenseits und diesseits des Rukthurmes verbindet.

Mitten auf derselben wurde Halt gemacht; sogleich bemächtigten sich vier Knechte der Gefesselten, die, einer Heiligen gleich, mit gen Himmel gerichtetem Blicke betend da stand. Nur die kaum merklich sich bewegenden Lippen verriethen, daß noch Leben in ihr sei. Schnell waren auch ihre Füße gefesselt und mit einem Steine beschwert, sie selbst über das Brückengeländer gehoben — und in den Fluß versenkt. Die verschleierte Nonne war Ferdinand, welche den Tod aus Schwesterliebe erduldet und jetzt vom Wasser umspült, ihre Ruhe in dem nassem Bette des Flusses gefunden hatte.

Dumpf und traurig tönte ihr noch der Grabgesang der Nonnen nach, die, wie es schien, eben so theilnahmslos wieder in das Kloster zurückkehrten, als sie es verlassen hatten.

Die bemitleidenswerthe Ferdinand war, wie ihre Schwester, in der Nacht geflohen, — in der Nacht gefangen genommen, in der Nacht verhöört und hingerichtet worden, aber der Schleier der Nacht giebt keine Bürgschaft für das Geheimhalten, — ihn zerreißt das Gerücht, fortgetragen von den Winden nach allen Gegenden.

Auch in das stille Gemach Theodorens war die schreckliche Kunde gedrungen. Verzweiflungsvoll rang sie die Hände, betete für ihre Schwester, klagte laut den Wänden ihren Schmerz und konnte sich nimmer beruhigen.

Gewißheit mußte sie haben, ob es wirklich ihre Schwester gewesen war, die man als Nonne gerichtet hatte. Adolph mußte sich nach den unbedeutendsten Einzelheiten erkundigen, er that es und — brachte ihr die grausenvolle Bestätigung. „Also,“ dies sagte ihr des Herzens unerforschte Stimme, „für dich ist sie gestorben, und du könntest noch Lust am Leben haben?“ Alle Abende, wenn der Mond seine glänzende Scheibe nicht sehen ließ, eilte sie auf jene Brücke und betete für das Seelenheil ihrer Schwester. Unwillkürlich lenkte sie ihre Schritte nach jenem Gestade, zauberähnlich war die Macht, die sie nach diesem Ufer rief. Immer rief ihr eine innere Stimme zu :

„Komm von hinnen, arme Schwester, komm !
Hier ist Ziel und Ruhestatt der Klagen.
Die Dich ruft, war schwach, wie Du, und fromm!
Vormals lebte, weinte, seufzte, flehte,
Litt sie, ach! um Liebe, gleich wie Du.
Gott vernahm der Frommen Angstgebete,
Und hier ging sie ein zur Ruh'.
Ach wie sanft und süß ist hier der Schlummer,
Wie so still ist Alles rund umher!
Ausgewimmert hat allhier der Kummer,
Und die Liebe weint und seufzt — nicht mehr.
Höllenangst ob ihrer Menschheit Schwächen
Folgt hierher der frommen Einsalt nicht;
Menschenhärte darf den Fehl nicht rächen,
Dem ein milder Gott Verzeihung spricht.“

Und immer mächtiger rief die Stimme, und immer sehnlicher ward ihr Verlangen nach jener Unglücks-

stelle, unwiderstehlich ward endlich der Drang, und dasselbe Wasser drückte auch ihr den Todeskuß auf die weiße Stirne.

Wenige Tage darauf fand man an jener Brücke einen Leichnam, jung und blühend, mit ruhigem und lächelndem Antlitz. Sogleich machte man der Behörde die Anzeige. Jedermann erkannte in ihm Theodoren, oder Ferdinanden, denn so groß war die schwesterliche Aehnlichkeit, daß selbst der Tod sie nicht zu zerstören vermocht hatte.

Ruhig senkte man sie in das Grab ihrer Schwester ein, die man nach halb überstandnem Kampfe wiederum herausgezogen und beerdigt hatte, und so vereinigte ein Grab zwei Schwestern, die der Tod wegen eines Fehltrittes ereilt hatte, der damals gleichsam eine Verdammniß nach sich zog, während er nichts als eine Schwäche der Natur war.

Nicht lange sollte jedoch der verrätherische Bösewicht seine Schandthat überleben, denn, als in jener Zeit eine epidemische Seuche ausbrach, ward auch er von ihr ergriffen und, so nahe an den Pforten des Todes, entdeckte er dem noch lebenden Abte seine fluchwürdige That, um sein Gewissen zu beruhigen. Bald darauf endete sein lasterhaftes Leben.

Lief gerührt und erschüttert hörte der würdige Mann das Bekenntniß dieses Bösewichts, war erstaunt über die großherzige Gestinnung Ferdinands, und konnte ihr seine Theilnahme und Bewunderung nicht versagen; und, obgleich er belogen und hintergangen worden war, hielt er es doch für seine Pflicht, das wieder gut zu

machen, was in seiner Macht stand, nämlich: den Kirchenfluch von den Schwestern zu nehmen und über ihren Hügel den Segen zu sprechen. Und er sprach ihn mit thränenenden Augen. Wie ein Heiliger stand er auf der Brücke und breitete seine Hände über jenen jetzt längst verschwundenen Hügel, der unmittelbar an dieselbe angrenzte. Seit jener Zeit heißt diese Brücke die „**heilige.**“ Grabhügel und Alles, was an diese Begebenheit erinnern könnte, ist verschwunden, nur der Name jener Brücke ist geblieben, und noch bis auf den heutigen Tag ist sie ein Zufluchtsort der Lebensmüden, mag getäuschte Liebe, mag Noth und Verzweiflung sie antreiben, von ihr herab den todtbringenden Sprung zu thun.

Das Ritterloch.

I.

Schon nahte das Mittelalter seinem Ende, die stolzen Burgen einzelner Mächtigen, die verachtend auf die Häuser der Stadtbewohner und die Hütten der Bauern herniedersahen, hatten theils von ihrer Festigkeit, theils von ihrem Glanze verloren, den die früheren Bewohner ringsherum verbreiteten, und nur hier und da tauchte gleichsam noch ein Schatten jener mannhaften Ritter der Vorzeit auf, der mit eiserner Stirn gern seinen Willen und Das zum Gesetz gemacht hätte, was schon damals nicht mehr als solches gelten konnte. Ein Schloß nach dem andern war mit seiner Herrlichkeit in Trümmern niedergestürzt, auf denen die Herrschaft oft noch lange nachher in unkenntlicher Kleidung saß, um am Fuße des Felsens, der einst die stolze Burg getragen, wehmüthig ihrer Ahnen und ihrer geschwundenen Größe zu denken.

Unwissenheit, Anmaßung, auf Gewalt gestützte Forderungen hatten ihnen längst alle Gemüther, alle Hände abgezogen und den Adel überhaupt auf jene Passivität angewiesen, in welcher er sich bis auf die rühmlichen Ausnahmen desselben noch heutigen Tages befindet. Das Geleitsgeld, welches er den Handelsleuten für schützende Be-

gleitung wegen Unsicherheit der Landstraßen — durch ihren Unfug erst nothwendig gemacht. — abgedrungen hatte, floß ihm nur noch selten und knapp zu, da die Regierungen bereits jene Sicherheitsanstalten, wenn auch noch unvollkommen, in das Leben gerufen hatten, welche späterhin in so hohem Grade vervollkommenet wurden, daß sie nur wenig zu wünschen übrig ließen, und Raub und Unfälle fast ganz unmöglich machten.

Von den eigentlichen Wegelagerern war das ganze Land so gut wie gesäubert, die, welche dieses entehrende Handwerk gern noch fortgetrieben hätten, hielt die Furcht vor der Strafe, die damals die Schuldigen schnell erteilte, davon ab, und die Wenigen, welche es noch auf eigene Gefahr hin wagten, entrannen derselben nur auf kurze Zeit, um, wenn sie ja mit dem Leben davon kamen, der Schande und dem Elende anheim zu fallen.

Zu stolz, um zu arbeiten, seind allen geistigen Anstrengungen, verschmähten sie es nun, ferner auf dem Lande oder ihren Schlössern zu wohnen, und so geschah es denn, daß sich die Meisten freiwillig oder gezwungen in die Städte, deren viele schon in höchster Blüthe standen, zurückzogen, um hier im Nichtsthun ein Leben, vorgeschrieben von den Einkünften ihrer Besitzungen, in mißmüthiger Stimmung hinzubringen.

Hätten auch einige Gute gern die mauerumgürteten Städte gemieden, um auf den ererbten Sitzen ihrer Vorfahren ein thätiges, segenbringendes Wirken fortzusetzen, so zwangen doch auch diese Wenigen die Zeitverhältnisse, in den befestigten Städten ein Asyl für ihre Sicherheit zu suchen, da ununterbrochene Fehden den Aufenthalt auf dem Lande unsicher, ja gefährbringend machten. Es war

eine Zeit reich an Eigenthümlichkeiten aller Art, mannigfaltig in gesellschaftlicher Beziehung, in Sitten und Kleidung, gefährlich, wegen der unvermeidlichen Reibungen zwischen Bürgerlichen und Adelligen. Auf muthigem Kopfe stolzirte Letzterer in seiner phantastischen oder malerischen Tracht durch die Straßen, zwischen alterthümlichen Gebäuden, während der reiche Bürgersohn nicht weniger aufgeblasen in Sammet und Seide über die freien Plätze der Stadt schritt.

Während der Junker auf seinen Adel pochte, brüstete sich der Bürgersohn mit seiner gefüllten Börse, das Geld höher achtend, als seine Sitten. Leider findet man auch jetzt noch Viele, die dieser Meinung sind, glücklicherweise jedoch nur bei solchen, die, — je reicher an Ueberfluß des Metalls, — an einem desto größern Ausfalle der Vernunft leiden. Die Folge davon war, daß beide Stände sich schroff gegenüberstanden. Die Klügeren mieden sich, die Stizköpfe suchten Gelegenheit zu Händeln, welche sich leicht darboten und meistens blutig endigten.

In jener Zeit, von der wir hier gesprochen haben, geschah es, daß sich auch die altadeligen Familien der von Steintal und von Wildenfels nach Leipzig wendeten.

Fast hundert Jahre waren seitdem vergangen. Der alte Friedrich von Steintal stammte aus dem schönen Muldenthale, die von Wildenfels aber aus dem fruchtbaren Thüringen. Beide von altem Adel und guten Sitten, beide Familien Bierden des gesegneten Sachsenlandes.

Nur wenige Jahrzehnte zuvor war die Universität von Prag nach Leipzig gekommen, die Ursachen und Ver-

anlassungen dieses höchst wichtigen und für Sachsen so glücklichen Ereignisses aufzuzählen, gehört nicht hierher, und es genüge nur im Allgemeinen die Bemerkung, daß diese Begebenheit nicht wenig zu Steintals Entschluß beitrug, Leipzig zu seinem Aufenthaltsorte zu erwählen, weil er im Kreise Gebildeter und Gelehrter sich für den Verlust mancher Bequemlichkeiten und Gewohnheiten, die ihm nur seine Burg zu bieten vermochte, entschädigen wollte.

Von Wildenfels dagegen that es mehr, weil er sich überzeugt hielt, in einer Stadt, wo bereits schon so viele Adelige ihren Aufenthaltsort genommen hatten, Vergnügungen aller Art, schnell wechselnd, anzutreffen. Nur rauschende Feste paßten für sein vergnügungssüchtiges Gemüth, nur Abwechslungen konnten ihn, den leidenschaftlichsten Jäger, seine Jagden vergessen machen, die er für den Hochgenuß des menschlichen Lebens hielt. Niemand hatte es ja besser verstanden, das edle Waldwerk zu treiben, den Speer und die Donnerbüchse zu handhaben, die Fährten des Wildes zu verfolgen und eine große Hezjagd anzuordnen, als er. Für diesen unerseßlichen Verlust sollten ihn nun Gelage, Ringelrennen und andere ritterliche Kurzweil entschädigen.

Auf diese Art erzogen beide in Leipzig eingezogene Stammhäupter ihre Söhne nach ihren persönlichen Ansichten. Friedrich von Steintal unterließ es keineswegs, seinen Sohn, der ebenfalls in der Laufe den Namen Friedrich erhalten hatte, nächst den Wissenschaften auch in allen ritterlichen Uebungen zu erziehen. Weber im Fechten, Schwimmen noch Reiten stand er Bernhard von Wildenfels, dem Sohne des alten

Wildenfels, nach; weder an Schönheit der Formen, noch an körperlicher Kraft, weit aber blieb dieser hinsichtlich der Wissenschaften hinter Friedrich zurück. Bernhard war das Lummeln seines Streitrosses Alles, die Wissenschaften Nichts. Ein Tanz mit einem blondgelockten Fräulein mehr, als alle philosophischen Systeme der Gelehrten. Friedrich dagegen verstand es, Wissenschaften und Vergnügungen zu einigen. Allen Raufereien abhold, ließ er sich niemals so weit herab, mit den Gesellen von Innungen, wie die Meisten seiner übrigen Kollegen, sich herum zu balgen, oder gar Antheil an ihren blutigen Raufereien zu nehmen. Bernhard dagegen wohnte solchen Ausritten mit wahrhaftem Entzücken bei. Bei der berühmten Fehde *) mit den Schuhknechten, — wie sie damals hießen, — war er einer der ersten, der diese unflinige Herausforderung annahm, und sich mit ihnen herum balgte, während es Friedrich unter seiner Würde hielt, Worte über ein so unwürdiges Benehmen zu verschwenden. Von diesem Friedrich und Bernhard stammen die Väter unserer Helden ab. Friedrich erzeugte Gustav von Steinthal und Bernhard Ludwig von Wildenfels.

2.

Bei solchen so schroff sich gegenüberstehenden Lebensansichten wird und kann es Niemanden befremden, daß das schon von den Großvätern geknüpfte Freundschaftsband immer lockerer wurde. Die strenge Rechtlichkeit, die

*) 1471. cf. Versuch einer Geschichte Leipzigs von M. Joh. Ehr. Dolz. S. 136.

deutsche Bieberkeit war jenen das Bindemittel gewesen. Von Sohn zu Sohn aber schwanden mit der Zeit in dem Grade die strengrechtlichen Grundsätze, als der Hang zu Vergnügungen in der Familie der Wildenfelse sich steigerte, während in der Familie der Steintale sich dieselben verhältnißmäßig befestigten. Niemals hatten die Folgen der Erziehung sich offener geäußert und ihren Einfluß mächtiger ausgeübt.

Diesem Umstande muß es allein zugeschrieben werden, daß Gustav und Ludwig sich endlich ganz und gar mieden; ja Ludwig würde Gustav bald gänzlich vergessen haben, wenn nicht das plötzliche Verschwinden desselben Gerüchte hervorgerufen hätte, die auch ihn zwangen, sich Gustavs stets wieder zu erinnern. Dies gab ihm Veranlassung, den Gründen dieses geheimnißvollen Verschwindens wo möglich auf die Spur zu kommen, aber weder ihm, noch einem Andern glückte es durch Nachforschen und Fragen Gustavs Aufenthaltsort zu ergründen. — Bald ging Alles wieder seinen früheren Gang. Gustavs Vater hatte längst das Zeitliche gesegnet, und diesem Ereignisse verdankte er sein Unentdecktbleiben; denn als gut gerathener Sohn würde er niemals heimlich die Flucht ergriffen haben, so triftige Gründe ihn auch immer dazu hätten bestimmen können.

Auch Wildenfels Aeltern versammelten sich kurz nach Gustavs Flucht zu den Vätern, und trotz ihrer Prachtliebe und Neigung zur Verschwendung hinterließen sie ihrem Sohne dennoch ein ansehnliches Vermögen, da ihre vielen und großen Besitzungen ihnen einen ziemlichen Aufwand gestattet hatten. Ludwig war klug genug, nach angetretenem Erbe seiner verbliebenen Eltern sich mit

einem reichen Fräulein zu vermählen, um seine Kapitale auf eine bequeme Art noch mehr zu vergrößern. Dessenungeachtet würden aber dieselben bei seinem Gange zu unftüniger Verschwendung schwerlich hingereicht haben, seine Launen zu befriedigen, wäre er nicht in Folge seiner Unmäßigkeit plötzlich an einem Schlagflusse gestorben, welchen er sich durch allzuviel genossenen schweren Wein zuzog.

Die Wittve, eine kluge und achtbare Dame, lebte nun lediglich der Erziehung ihres Sohnes, dem in der Taufe der Name *Richard* gegeben worden war. Der Liebe zur Häuslichkeit und Sparsamkeit seiner Mutter verdankte *Richard* späterhin sein großes Vermögen; denn sie legte alljährlich bis zu seiner Volljährigkeit eine beträchtliche Summe von den Zinsen zum Hauptstamme. Auf diese Art mußte derselbe natürlicherweise von Jahr zu Jahr merklich zunehmen, da die von den Zinsen angelegten Gelder im nächsten Jahre schon wieder neue Zinsen trugen.

Der plötzlich verschwundene *Gustav* verlebte dagegen die ersten Wochen nach seiner Flucht in einem wahren Freudentaumel, nicht in Gemeinschaft adeliger Genossen, sondern in Gesellschaft einer jungen Dame, deren Anmuth und Liebreiz unbeschreiblich war, deren Wuchs Harmonie der Glieder vom Scheitel bis auf die Behen zeigte. Kurz nachher gebar ihm die Freundin seines Herzens einen Knaben, ganz des Vaters Ebenbild, der in der Taufe den Namen *Friedrich* erhielt. Niemals kamen sie mit der Außenwelt in Berührung, *Gustav* lebte nur seiner Freundin, — daß sie nicht seine Gat-

tin war, wußten außer ihnen nur zwei Personen, — seinem Sohne und den Wissenschaften.

Leider sollte dies schöne Verhältniß nicht lange währen, denn kurz nach ihrem Beisammenleben bemächtigte sich der theuren Gefährtin seines Lebens eine Schwermuth, die nichts, selbst nicht einmal der Anblick ihres Friedrichs zu verschrecken vermochte, und in Folge derselben machte die von Gustav so innig Geliebte ihrem Leben eigenmächtig ein Ende. —

Nur der Hinblick auf seinen kleinen Friedrich goß einige Linderung in des Vaters so schwer verwundetes Herz. Von nun an widmete er ihm doppelte Sorgfalt. Alle freien Stunden des Tages gehörten ihm, um durch Unterhaltungen — dem kindlichen Verstande angemessen, — seinen Geschmack zu läutern, ihn für die Wissenschaften empfänglich zu machen, frühzeitig die reinsten Begriffe von Recht und Unrecht mit seinen Handlungen zu verweben, um dereinst dem Vaterlande einen Mann von gediegenem Wissen, strenger Rechtlichkeit und gesunden Gliedern zu hinterlassen; weshalb auch die ritterlichen Uebungen durchaus nicht vernachlässigt wurden, denn lag ihm auch gewissermaßen seines Sohnes geistige Ausbildung mehr am Herzen, als die körperliche, so wußte er doch recht gut, daß beide ziemlich gleichen Schritt halten müssen, um dem Werke der Erziehung die Krone aufzusetzen.

Aus diesem Grunde wählte sein Vater einen von den vielen jungen Gelehrten, die sich damals in Leipzig aufhielten, und der Stadt Ehre machten, zu seinem Führer — denn Er verließ nie seinen Aufenthaltsort — um den Knaben auf den Spaziergängen zu begleiten,

ihm mit Rath und That zur Seite zu stehen, und ihn über Alles zu belehren, worüber er Auskunft wünschte; in seinen übrigen Mußestunden aber in der Führung der Waffen zu unterrichten, denn kein Mann, welchem Stande er auch immer angehören mochte, durfte damals unfundig im edeln Waffenhandwerke sein.

Auf ganz andere Art dagegen erzog die in Allem so achtbare Mutter des jungen Wildenfels ihren Sohn. Ihrem Geiste und festen Willen vertrauend, verschmähte sie, bei Erziehung ihres Richard, während der frühesten Kinderjahre, alle männliche Mithilfe, um ihren Liebling ausschließlich unter ihrer Aufsicht zu haben. So edel im Grunde auch die Absicht war, so konnte man sie doch nicht billigen, da Mutteraugen beim einzigen Kinde nur zu leicht, und ohne daß sie es wollen und merken, etwas übersehen, was späterhin seinen Einfluß geltend macht. Dies war hier der Fall. — Wie hätte sie dem einzigen Sprößling eine leicht zu gewährende Bitte abschlagen können? Daß aber täglich kleine Wünsche und Bitten bei ihm aufstauchten, und daß sie ihm dieselben immer gewährte, ließ die redlichste der Mütter wider Willen außer Acht. — Der Grund zu seinem unbeugsamen — Eigensinne war gelegt.

Die höhere geistige Ausbildung überließ sie in späteren Jahren Lehrern, welche den redlichsten Willen hatten, Richarden, dem es nicht an Talenten fehlte, seiner würdig auszustatten; aber ihre Bemühungen scheiterten eben an diesem — Eigensinne, seinem ererbten Geiste des Widerspruchs, und so gelangte er in Jedem nur bis zur Mittelmäßigkeit. Zwar faßte er Alles schnell auf, aber eben so schnell war es auch wieder dem Ge-

dächtnisse entschwinden. Hätte man in den frühesten Jahren den Lehrern größere Strenge erlaubt, so wäre vielleicht noch Alles gut geworden; doch es war damals in den reichen und vornehmen adeligen Familien gerade so, wie es heut zu Tage bei allen Ständen ist. Alles sollte durch Güte und Worte erzwungen werden. Wie aber ist dies bei Kindern möglich, welchen gewisse Fehler gleichsam durch das Blut beigemischt sind? In solchen Familien herrschte in jener Zeit schon die unglückliche Philanthropie, welche unser Zeitalter durch und durch bezeichnet, und deshalb auch treffend das unglückliche Zeitalter der Philanthropie genannt werden könnte. Die Folge davon ist, daß man die Kinder und Böglinge in ihrem Eigensinne bestärkt, den Lehrern aber durch Entziehen von gleichsam väterlicher Gewalt, an ihrem Ansehen schadet. Diese Erziehung äußerte auch ihren Einfluß auf Richards künftige Handlungsweise.

3.

Endlich war die Zeit gekommen, wo beide nun herangewachsene Jünglinge die Unversität beziehen sollten. Die dazu nothwendigen Vorbereitungen waren in beiden Familien von weniger Erheblichkeit, da der eine nur noch den Vater, der andere die Mutter besaß, aber beide keine Geschwister hatten. Richard verließ das Haus seiner Mutter, um die schon für ihn eingerichtete Wohnung in der G a i n s t r a ß e zu beziehen; für Friedrich war dieselbe von seinem Lehrer in der R e i c h s t r a ß e gemiethet worden.

Herzlich und innig war dessen Abschied von seinem Vater, nicht als wenn der Sohn, nein, als ob ein durch Jahre und Schicksale erprobter Freund sich von der Seite des Freundes reiße, so war er.

„Nie,“ waren des Vaters Worte, „werde ich Dich in Deinem Hause sehen, desto öfter wirst Du dagegen mich besuchen. Bleib rechtschaffen und aufrichtig, vor Allem aber sei behutsam in der Wahl Deiner Freunde. Die Mittheilungen, die ich Dir in Betreff meiner und Deiner während der letzten Tage unseres Beisammenseins gemacht habe, halte geheim, und bewahre sie wie ein Heiligthum. Aber eben wegen dieser Mittheilungen wünsche ich auch, daß Du einen andern Namen annimmst, und nun geh mit Gott!“

Die seinem Sohne anvertrauten Geheimnisse hatten lediglich auf die Familie Bezug, und können daher den Lesern von keinem besondern Interesse sein, deshalb, und der Kürze wegen führen wir sie hier nicht an. Eins aber und gerade das vorzüglichste, wird sich im Laufe der Begebenheiten herausstellen.

Bald hatte auch Friedrich von Steinthal seine neue Wohnung in der Reichsstraße unter dem Namen Friedrich von Goldberg bezogen. Wohl war er schon oft mit seinem Lehrer in der Stadt gewesen, aber Niemand hatte den kaum über das Knabenalter hinausgehenden Jüngling beachtet oder ihn nach seinem Namen gefragt. Und war ja die Frage an den Lehrer gerichtet worden, so war der Frager mit dem jetzt öffentlich angenommenen Namen abgefertigt worden; denn für diesen Fall war derselbe als einer der wenigen Vertrauten des Vaters damals schon unterrichtet worden.



Die ersten Wochen verfloßen ruhig, und kaum verließ er sein Zimmer, außer um nothwendige Geschäfte abzumachen, oder in die Hörsäle zu gehen, um den Vorträgen der vorzüglichsten Gelehrten seine Aufmerksamkeit zu schenken; sonst saß er einsam in Arbeiten vertieft an seinem Studirtische. Bekanntschaften vermied er, eingedenk der Mahnung seines Vaters.

Nur dem Namen nach lernte er Einzelne, die seine unmittelbaren Nachbarn waren, kennen. Seine Gespräche mit ihnen waren abgemessen und durchdacht, sein ganzes Wesen — eine Folge der Erziehung — überhaupt nicht dazu geeignet, sich schnell und rücksichtslos Jemandem anzuvertrauen. Spiele haßte er, und Lieber, wie sie seine Zeitgenossen fangen, liebte er gar nicht. Seinen Vater, obgleich nur wenige Schritte von ihm entfernt, besuchte er, ihrer Verabredung gemäß, wöchentlich einmal, und nur auf eine Stunde, diese aber machte seine Erholungszeit aus.

Nur von seinem ehemaligen Lehrer aufgefordert, verließ er das Haus, um mit ihm durch die alterthümlichen Straßen zu schreiten. Wie ganz anders sahen sie damals aus, die *Hainstraße*, die älteste, wie noch ihr Name bezeugt, entlehnt von dem Haine, in welchem die Vorfahren der Bewohner der Stadt als Heiden ihren Götzen geopfert hatten, die einzige, die noch in unserem modernen Jahrhundert Giebelhäuser aufzuzeigen hat, die Straße des heiligen Petrus, jetzt fast aus lauter Palästen bestehend, damals nur mit ganz niedrigen Häusern besetzt, im Geschmacke des alten Petrinum, die *Ritterstraße*, durch welche alltäglich die mannhaften Reifigen der Stadt zogen, der *Altmarkt*, da-

mals wie heute vorzüglich von Studierenden begangen, unter welchen noch Mönche und lustige Abbé's einher-schritten.

Die Vorstädte, kaum verdienten sie diesen Namen, waren noch winzig und unansehnlich. Wie stattlich prangen sie jetzt, fast verbunkeln sie die alte weltberühmte innere Stadt, und mit den neuen Namen Gassen haben sie gleichzeitig ihr altes Gewand ausgezogen — aber auch das Ehrwürdige mit dem Namen verbannt. Frankfurter Straße heißt jetzt der Mannstädter Steinweg, und durch die Umtaufe ist ihm das Klaffische geraubt. Der kleine Flecken, in späterer Zeit berühmt durch seinen Frieden, der in seinen Mauern geschlossen wurde, hat der prächtigen Bundesstadt weichen müssen. So verdrängt der Schimmer Alles, selbst wenn es ehrwürdig ist. Auch der heilige Petrus hat seinen Einfluß verloren, obgleich er noch mit dem Schwerte in der Hand, ernst an vergangene Jahrhunderte mahnend, zwischen den Colonnaden vor der ehemaligen Dominikanerkirche prangt.

Diele sitzende Lebensart war aber Friedrich's Gesundheit höchst nachtheilig, deshalb rieth ihm sein Lehrer, den er als väterlichen Freund betrachtete, — weshalb er auch dessen Worten selbst noch in den Jahren der Unabhängigkeit gern ein williges Gehör schenkte, — sich mehr Bewegung zu machen, seinen Geist auf eine anständige Art zu erheitern, und sich wenigstens einem Comitto anzuschließen, den er seiner Freundschaft werth halte.

Er sah wohl ein, daß er einen solchen Wechsel seiner Gesundheit schuldig sei, und deshalb nahm er biswei-

Sagen Leipzig.

Ion an den abendlichen Zusammenkünften seiner Kameraden im goldenen Siebe in der Halle'schen Gasse, ober dem blauen Rechte in der Nikolaistraße kameradschaftlichen Antheil. Diese Häuser waren damals vorzugsweise diejenigen Orte, welche von den Reicheren der Studirenden besucht wurden, und wohl noch bis zweihundert Jahre nachher hatten sie sich diese Ehre zu erhalten gewußt. *). Dazu hatte allerdings das Benehmen der Wirthe, ihre Aufmerksamkeit, Reellität und ihre richtige Ansicht: daß nämlich der Wirth der Gäste wegen da sei, **und nicht umgekehrt** viel dazu beigetragen

Von allen Studirenden, die öfter, vielleicht alltäglich, diese Orte besuchten, gefiel Friedrichen, sowohl in Ansehung des äußern Anstandes, als seines Benehmens Keiner wohler, als Richard von Wildenfels. Merkwürdig, und dennoch wahr! Scheint es nicht, als sei es vom Schicksal so beschlossen? Keiner von Beiden ahnete, daß er mit dem Sohne spreche, dessen Vater der Freundschaft des eigenen Vaters gewürdigt worden war. Nie hatte Friedrichs Vater des Namens Wildenfels Erwähnung gethan, oft dagegen der alte Wildenfels von seinem früheren Freunde Steinthal gesprochen. Wie hätte Richard daher ahnen können, daß der Name Steinthal und Goldberg für jetzt eine Familie bezeichne?

Nur selten kamen sie im Anfange zusammen, und diesem Umstande ist es allein zuzuschreiben, daß dem

*) cf. Zacharia's Renommist. Zu welcher Zeit sie ebenfalls noch sehr in Flor standen.

Scharffinne Friedrichs die Ungleichheit ihrer Charaktere noch entging. Später, als sie sich deutlich und unzweideutig herausgestellt hatte, blieben sie dennoch Freunde. Es gibt nun einmal keine Regel ohne Ausnahme, und niemals war Gleichheit des Charakters und der Gesinnungen die einzige Grundlage einer innigen und unbegrenzten Freundschaft.

Friedrich hoffte durch seinen Umgang Richards Wankelmuth und Eigensinne zu begegnen und erduldet manche Laune des Freundes, weil er sein Herz sogleich als gut erkannt hatte. Richard dagegen war stolz auf Friedrichs Freundschaft. Alle achteten ihn seiner Kenntnisse, seiner Biederkeit wegen. Durch den Umgang mit Friedrich fiel gleichsam ein Abglanz auf ihn zurück, und das unterlag keinem Zweifel, daß er ihn aufrichtig liebte und achtete, ja, nicht Anstand genommen haben würde, sich für ihn zu opfern, — so lange nicht das eigene Interesse gefährdet würde. —

4.

Ungeachtet ihrer entgegengesetzten Sinnesart waren sie doch so oft beisammen, daß Einer des Anderen Eigenthümlichkeiten bald so genau kannte, wie seine eigenen. Richard war und blieb der Glücklichste, der ihn auf seinen Spazerritten begleitete. Dessenliche Orte waren niemals das Ziel solcher Ritte, Friedrich gab stets einsamen Orten den Vorzug; deshalb nahm er fast ohne alle Ausnahme seinen Weg am Vorwerke der großen Funtenburg vorüber, über die hohe Brücke, wandte sich dann mit Richard rechts, ließen nun die alte Kaths-

ziegelei seitwärts raus, die vor einigen Jahren neu erbaute zur Rechten und zogen längs des kleinen Wässerchens nach dem verschlossenen Holze hin.

Damals waren diese herrlichen Partien noch weniger besucht, als in unseren Tagen; fast nie betraten die Füße höherer Personen den herrlichen Blumenteypich, von welchem aus sich ihnen eine schöne Fernsicht durch die Leutscher Allee, nach dem Ruhturme, dem Gohliser Schlosse und in andere, — jedenfalls wegen der hier früher oft abgehaltenen Parforce-Jagden eingehauenen breiten Gänge — darbot.

In schnellem Laufe strömt hier die vereinte Elster und Pleiße nach dem Doppelwehre hin, von welchem der Abfall der kleinen Hälfte die sogenannte Mahle bildet, in welche unfern ihres Entstehens der Coburger Graben ausmündet. Hier auf duftender Wiese, umgeben vom letztgenannten Graben, der vereinten Elster und Pleiße, während die vierte Seite der herrliche Eichen- und Buchenwald schließt, saßen sie ab, banden ihre Kofte an die nächststehenden Bäume, ließen sie grasen, und wandelten dann entweder Arm in Arm in den schattigen Gängen der herrlichen Waldung, oder ließen sich am silbernen Wehre der reisenden Mahle nieder, um den Gesängen der besiederten Waldbewohner zu lauschen, die in ihnen von der gütigen Natur verliehenen Melodien ihrem Erhalter dankten und von Zweig zu Zweig, von Gebüsch zu Gebüsch hüpfend, gurrten und koften. Wie lebendig war die Natur in dieser herrlichen Einsamkeit. Durch den blauen Aether zogen halbmondförmig in schwindelnder Höhe wilde Gänse willig hinter ihrem Füh-

ret, ober spitzgeschnäbelte Störche in schöner Ordnung, als Vorboten warmer Tage.

Hier umkreiste ein schillernder Specht der Buche schlanken Stamm, dort durchsauste ein munteres Eichhörnchen in kühnen Sprüngen einen großen Raum, zu ihren Füßen durchschnellte ein rothflossiger Fisch die Luft, um im Nu wieder in sein Element zurückzufallen, während der scharfsehende Eisvogel, Deutschlands Zierde, lästern nach ihm spähte. Kaum hörbar stiehlt sich ein schlankes Wiesel nach seinem Loche, während ein leichtgefesseltes Reh in anmuthiger Schnelle knisternd durch das Gesträuche fährt.

Wie unaussprechlich schön ist in solchen Momenten die Schöpfung, unwillkürlich schließt sich das Herz dem Freunde auf, und läßt ihn in die geheimste Tiefe blicken.

An einem solchen Tage war es auch, wo Friedrich, sich selbst vergessend, uneingedenk der väterlichen Mahnung war, und Richard theilweise mit den Verhältnissen seiner Familie vertraut machte. „Nun,“ so schloß er seine Worte, „wisse denn, daß ich nicht Friedrich von Goldberg, sondern Friedrich von Steintal heiße.“

„Wer weiß auch, wie lange es überhaupt noch in meiner Macht gestanden hätte, den wahren Namen zu verbergen. Lange ist der geliebte Vater kränklich, wie sehr er auch gegen sich ankämpft, um einen geheimen Kummer zu unterdrücken, nie, dies sehe ich in den Augen des Theuren, wird es ihm gelingen. Der Gram wird ihn übermannen, und allein steht dann der Sohn, der ihn unbegrenzt liebt, und gern im Alter pflegen und ihm

vergeltten möchte, was er in seiner Jugend an ihm so tausendfältig gethan hat.“

„Mag das Erbe groß, mag es klein sein, in jedem Falle bin ich genöthigt, meinen Namen zu nennen, und was dann Jedermann erfahren wird, habe ich Dir jetzt mitgetheilt. Dir traue ich, wie nur ein Freund dem andern trauen kann, und ich halte Dich dennoch für aufrichtig, obgleich ich öfters von Dir weder manche Aeußerungen noch Thaten billigen oder gutheissen kann.“

Dieses ehrende Vertrauen erhob für den Augenblick den zwar guten, aber leichtsinnigen Richard ordentlich sichtbar. Gewiß drückte er in diesem Momente dem Freunde aufrichtig die Hand, — aber die Rührung, die Friedrich's Worte in ihm hervorgebracht hatten, dauerte nur so lange, als er an den Armen des Freundes hing.

„Du,“ rief er aus, „Friedrich von Steintal? Ein Sohn Gustavs, des dahin geschiedenen Vaters theuersten Freundes? Von dem er mir so oft erzählt? Bei meinen Ahnen schwöre ich Dir's, daß ich Dich von nun an doppelt liebe!“

So sprach Richard, wenn sein Gemüth ergriffen war; wenn seine Leidenschaften rege wurden, sprach er anders, wie wir im Laufe dieser Erzählung sehen werden. So ernst, so tieffühlend und mitempfindend er unter vier Augen sein konnte, so zerstreut und lebenslustig, ohne Ueberlegung handelnd, wurde er, sobald die Außenwelt mit ihren Abwechslungen auf ihn einwirkte. Hin waren die guten Vorsätze, die er sich feierlich im Stillen gelobt hatte, sobald er sich im Kreise lustiger Genossen befand. Vergeblich ruheten in solchen Stunden des Freundes Auge, ernst mahnend, auf ihm; vergeblich blieben dessen Winke

und Andeutungen, stets trug der jugendliche Kelchfluren den Sieg über die guten Vorsätze davon.

5.

Friedrich hatte mit prophetischem Munde gesprochen, seines Vaters Stunde hatte geschlagen. Sanft und ruhig wie sein Leben, war sein Dahinscheiden gewesen. Hatte er auch diesem schrecklichen Augenblicke seit längerer Zeit schon schmerzlich entgegengesehen, so vernichtete ihn doch fast diese traurige Nachricht. Weder die großen Reichthümer, die ihm der sorgsame Vater hinterlassen hatte, noch das Bewußtsein der ausgebreitetsten Unabhängigkeit vermochten seines Herzens Trübfinn zu mildern.

Nur der Zeit schien es vorbehalten und sie, die allein vermag, was kein Mensch vollbringen kann, brachte auch ihm in ihrem unaufhaltsamen Laufe Veruhigung. Ein Jahr war bereits im Strome der Zeit vorübergerollt, der neue Venz belebte wiederum die Erde, brachte dem Einen Ueberfluß und Fülle, dem Andern Noth und Sorgen, einem Dritten neue Prüfungen, Allen aber — Hoffnung, den einzigen Anker der Menschheit. Auch auf Friedrich wirkte er wohlthätig, er begann sich wiederum des Lebens zu freuen und vorzüglich den Studien zu widmen — obgleich er und Richard längst ihren akademischen Coursus beendet hatten; mit einem Worte, er gab sich ruhig seiner früheren Thätigkeit hin. —

Diese Ruhe war aber nicht von langer Dauer, denn als Leipzig in Folge der Uneinigkeiten zwischen den Churfürsten Moriz und Friedrich im Jahre 1546 und 1547 belagert wurde, war er einer der Ersten, der die Feder mit dem Schwerte vertauschte und öffentlich bewies

daß ihm die eigene und des Fürstenhauses Ehre über dem Leben stehe.

Zu keiner Zeit handelte der schroff dem Bürgerstande gegenüberstehende Abel so vereint mit demselben als damals. Beide Theile strengten alle ihre Kräfte an, um es sich zuvor zu thun. Glänzende Beispiele von Tapferkeit lieferten die Meisten des Abels, denn in Führung der Waffen war er im Allgemeinen den Bürgerlichen überlegen; desto größere Anerkennung verdiente dagegen der Bürger, der durch Aufopferung seiner selbst, durch Hintansetzung der eignen Familie, allein von Vaterlandsliebe geleitet, durch rohe Kräfte oft Außerordentliches vollbrachte. —

Nie vorher und nachher hat Leipzig ein ähnliches Beispiel aufzuweisen, daß zwei sächsische Fürsten mit einer solchen Hartnäckigkeit um eine Stadt im eigenen Vaterlande gefochten hätten. Niemals kämpften Sachsen erbitterter gegen Sachsen, als in jenen Jahren.

Gegen acht Wochen in den härtesten Wintermonaten hatten diese Gräuel mit allen ihren Schrecknissen gewüthet, und selbst als das Belagerungsheer unverrichteter Sache abzog, verübte es noch mannichfache Gräuel, brannte verschiedene Vorwerke, als die Funkenburg, Blößen, Uebelessen (Thonberg) und andere nieder, plünderte umliegende Ortschaften, und setzte die auf ihrem Rückzuge gelegenen Mühlen außer Stand.

Noch bald vergißt der Mensch alles Ungemach, sobald es vorüber ist; dies bethätigte sich auch bei den Leipziguern, schon damals eben so berühmt wegen ihrer Tapferkeit als nie ermüdenden Mildbthätigkeit. Kaum waren die Krieger abgezogen, als sie hinausellten,

uneingebeul des Schadens, der ihnen zugefügt worden war, — denn über 14,000 Kugeln, meistens von großem Kaliber, waren in die Stadt geschleudert worden, — um die Verwundeten zu pflegen, die Hungerigen zu speisen, und den Kriegern, — vor Kurzem noch Feinde — wie Brüdern beizustehen.

Männer, Frauen und Bewaffnete wettelferten in dieser schönen Beschäftigung, die Unglücklichen waren ja meistens Landeskinder, und die es nicht, waren doppelt belagenswerth, entfernt von ihrer Heimath, der Gnade Fremder anheimgegeben zu sein. Leipzigs Einwohner fragten aber nie nach dem Vaterlande, wo es galt, Schmerzen und Kummer zu lindern. Durch die Pforten, aus welchen der Kummer flieht, zieht die Freude ein, und Leipzigs Einwohner hatten Ursache sich des Sieges zu freuen. Denn die Reichthümer, welche in ihren Mauern aufgehäuft lagen, waren bedeutend; wären sie von den Belagernden überstiegen worden, dürfte ihnen Wenig oder Nichts geblieben sein. Dies wußten sie gar zu gut, wie das zu jener Zeit entstandene Sprichwort: „**Leipzig läge vor Leipzig,**“ mehr als zur Genüge beweist.

Die Behörden und die Adelligen, die Kaufmann- und die Bürgerschaft, Reich und Arm, Alt und Jung feierten diesen Sieg bei frohen Mahlen. Die Leipziger Schützen-Brüderschaft, die wie immer sich in jenen vielbewegten Zeiten rühmenswerth hervorgethan hatte, feierte das Siegesfest im Mannischen Schießgraben. Das Schwert und die Rüstung, die Sturmhaube und

der Panzer wurden mit leichten Galakleibern aus schweren Stoffen vertauscht; wer sie in solchen Sachen sah, konnte nicht glauben, daß es dieselben Männer wären, die mit so kräftiger Faust die Waffen für ihre und ihrer Fürsten Rechte führen konnten, deren Vorfahren sogar unter dem tapfern Schenk v. Borgula (1263) dem Braunschweiger Albrecht in blutiger Feldschlacht bewiesen hatten, was wenige Männer für eine Sache erglüh't, zu leisten vermögen, welchen physische und moralische Kraft die Eintracht gibt.

Auf dem großen Mathausaale bankettirten die vorzüglichsten Mitglieder der höheren Behörden in ihren pelzverbrämten Sammetmänteln, heiter, aber würdevoll sich über glücklich bestandene Gefahren und künftiger Lage Wohlfahrt besprechend.

In den hohen Räumen der Pleißenburg hatte sich die Ritterschaft niedergelassen, und indem sie laut ihre Tapferkeit rühmte, sprach sie tapfer der Flasche zu. Wahrlich in diesem Punkte noch ganz treue Ebenbilder der ehrwürdigen Tafelrunde.

In bescheidenen Sälen dagegen hielten die ärmeren Bürger ihre Gastereien, sehr verschieden von denen unsers Jahrhunderts, wie sich Jeder durch das Anschauen des Saales im goldenen Weile überzeugen kann, damals einer der vorzüglichsten. An den Wänden dieser Säle liefen keine damastüberzogenen Bänke herum, vor den Fenstern hingen keine schwerseidenen Stoffe in glänzenden Farben, und statt des edlen Nebensaftes perlte nur großzügiger Raucher in ihren Gläsern. Nichtsdestoweniger waren sie lustig, gesund und stark. An ihren Festen nahmen ihre Frauen und Töchter vom Anfang an lebhaften

Antheil, während bei dem Adel und den übrigen Ständen — den Beamtenstand ganz ausgenommen — dieselben erst nach der Schmauferei erschienen, was nur unvortheilhafte Urtheile für die Männer von Seiten der Frauen und Jungfrauen hervorbringen konnte, da es bei solchen Gelegenheiten nie ohne einen kleinen Rausch abging.

6.

Auch Friedrich und Richard wohnten dem Gastmahle der Ritter bei. Ersterem, als einem, der sich in den Tagen der Gefahr ganz vorzüglich ausgezeichnet hatte, war oben an der Tafel, in der Nähe des Commandanten und der andern Anführer, sein Platz angewiesen, Richard dagegen saß mehr in der Mitte der Tafel.

War im Ganzen genommen Friedrich durch seinen Platz eine größere Ehre als Richard erwiesen, so war Richard doch glücklicher zu nennen, weil nach geendigtem Gastgebet ihm schräg über die schöne und tugendhafte Henriette v. Braunsfels zu sitzen kam, die am Arme ihrer würdigen Mutter erschien, um, gleich den übrigen Damen, sich an der leeren Seite der Tafel niederzulassen, und im fröhlichen Gespräche die Zeit bis zum Beginnen des Lanzas auszufüllen.

Beide Ritter wetteiferten in Aufmerksamkeiten für die gefeierte Henriette. Friedrich näherte sich ihr stets mit männlicher Würde, Richard mit den Manieren eines feinen Weltmanns, und es ist die große Frage, welchem Henriette für diesen Tag den Vorzug gegeben haben würde, hätte Richards endlich zu aufgeregter

Zustand nicht zu laut zu Gunsten Friedrichs gesprochen. Dieser Vorzug, der nur dem aufmerksamsten Beobachter einleuchten konnte; — denn die gebildete Henriette legte ihn nur durch eine kaum bemerkbar freundliche Miene an den Tag, — entging, ungeachtet seines Zustandes, Richard nicht. Wer sie in Friedrichs Armen im melodischen Fluge, nach dem Takte der Musik im schwäbischen Wirbeltanze hatte dahin schweben sehen, mußte gleich bemerken, daß sie gern und ohne Anstrengung tanze. Hatte sie die gute Sitte gezwungen, Richard einen gleichen Tanz zuzusagen, so wogte künstlich ihr Busen, um dem Tänzer auf zarte Weise anzudeuten, daß sie ermüdet sei.

Der Tanz war geendigt. Alle empfahlen sich gegenseitig mit freundlicher Schmeichelrede; ungekünstelt forderte der alte Braunfels Friedrich und Richard zu öfteren Besuchen auf. Alle schieden scheinbar zufrieden.

Die Freunde folgten der Einladung des alten Braunfels und waren stets gern gesehen. Bald hatte sich die Familie so an Beide gewöhnt, daß man sie im ganzen Hause als Familienmitglieder betrachtete.

Die Ritter begannen wiederum ihre Spazierritte, wie vor den Kriegstagen. Auf ihnen sprachen sie über die Zukunft, was aber Jedem am meisten am Herzen lag, vermied Jeder gleich sorgfältig zu berühren, nämlich: ihre Absicht in Bezug auf Henrietten.

Auch über den Verfall des Adels sprachen sie öfters. Friedrich vertheidigte den Stand, dem er entsprossen, eben so warm wie Richard; aber über den Grund des Verfalls waren sie nicht einer Ansicht.

„Nur darum sinkt das Ansehen des Adels immer

mehr, weil wir zu glimpflich mit den Bürgerlichen umgehen," sprach Richard.

"Nein," erwiderte Friedrich, „weil wir anfangen, ihnen an Tugenden nachzustehen.“

„O, über die Tugendhelden," spöttelte Richard, „blähen sie sich nicht ärger auf als die Meisten des Adels? Stolzieren sie nicht in reicherer Tracht als wir einher?“

„Was hat die Klebung mit der Tugend gemein? So lange die edleren Gesinnungen nur bei ihnen gefunden werden, so lange werden wir auch nachstehen und immer mehr von unserem Ansehen verlieren müssen.“

„Ha! Welch eine falsche Ansicht," entgegnete Richard, „was hatte unsere Vordältern so in Ansehen gebracht, nichts, als das Uebergewicht, welches sie sich selbst zu verschaffen gewußt hatten.“

„Was anderes hat ihnen aber dieses Ansehen geraubt, als der Mißbrauch, den sie damit getrieben? Niemals waren die Bürger unsere größeren Feinde, als die Fürsten. Streben wir dahin, unser Ansehen durch geistiges Uebergewicht, durch größere Aufrichtigkeit der Gesinnungen zu gewinnen, dann erst werden wir wieder anfangen, den Rang einzunehmen, der uns gebührt.“

Solche Gespräche kamen in neuerer Zeit häufiger vor, und würden unstreitig wie einst bei ihren Vätern eine gänzliche, aber unschädliche Trennung herbeigeführt haben, hätte es die Vorsehung nicht anders beschlossen.

Unterdessen wetteiferte Jeder, sich Henriette n wo möglich unentbehrlich zu machen. Richard war bemüht, ihr Erheiterungen aller Art zu bereiten, Friedrich bestrebte sich, ihre Neigung zu stiller Häuslichkeit wo möglich noch zu nähren. — Da unterbrach der Tod von

Friedrichs Vater auf kurze Zeit dessen Bewerbungen. Alle waren tief erschüttert von diesem plötzlichen Todesfalle. Hätte ihn Friedrich ungeschehen machen können, würde er gern die reiche Erbschaft darum gegeben haben.

Unerwartet ward dadurch die Zeit herbeigeführt, von der er selbst in jener geheimen Unterredung mit Richard gesagt hatte, daß früher oder später alle Welt seinen Namen erfahren würde — und sie erfuhr ihn nun. Auf den alten Braunfels wirkte diese Kunde, so traurig sie auch war, doch nicht unangenehm; denn nur rühmlich hatte er von der Familie „Steinthal“ sprechen hören. Henriette war betrübt, als sie den Freund betrübt sah, freute sich aber auch, ihn nun selbständig zu wissen. Richard ward dadurch veranlaßt, schneller für seinen Zweck zu arbeiten. Beide liebten das stattliche Fräulein mit gleicher Hefigkeit, Friedrich liebte sie um ihrer selbst willen, Richard nicht ohne Berücksichtigung des Vermögens. Beide bewarben sich im Stillen um sie, Keiner hatte sich aber noch weder gegen Vater, noch gegen Henrietten selbst ausgesprochen.

Um desto sicherer zu gehen, schloß Richard ein Freundschaftsbündniß mit dem Hauspfaffen, dem Lehrer Henriettens*), um durch ihn dieselbe desto schneller und sicherer für sich zu gewinnen. Leider gehörte dieser Pfaffe ungeachtet seiner großen Kenntnisse zu jener Menge der Charakterlosen Geistlichen, welche damals für schnödes Gold Alles zu thun bereit waren.

*) Die erste öffentliche Bildungsanstalt für Mädchen wurde 1537 gegründet. S. Hofmanns ausführliche Reformationshistorie der Stadt und Universität Leipzig. Seite 387 — 88.

7.

Schon nach wenigen Wochen hinterbrachte ihm der Pfaffe die tröstliche Nachricht, daß es schien, als sei Henriette ihm geneigter als dem Freunde. Diese nur auf Richards Freigebigkeit berechnete Rede brachte ihm allerdings ein ansehnliches Geschenk ein, verleitete jenen aber zu einem ganz unbedachtsamen und zu schnellem Handeln; denn anstatt sich selbst erst zu überzeugen und behutsam auf die Gewißheit hinzuarbeiten, bewarb er sich noch vor Ablauf des Mondes persönlich um die Hand der schönen Henriette.

„Wohl fühle ich mich durch diesen Antrag sehr geschmeichelt und geehrt, Herr v. Wildenfels,“ antwortete ihm der Vater, an den er sich zuerst gewendet hatte, „aber die einzige gültige Antwort darauf kann Ihnen nur meine Tochter selbst geben.“

Diese artigen, aber doch abgemessenen Worte statt ihn behutsam zu machen, trieben ihn nur zu größerer Eile. „Sie wird, sie kann Dich nicht verschmähen,“ rief ihm beständig seine Eigenliebe zu: „Glücklich ist, wer wagt!“

In dieser Stimmung trat er in Henriettens Zimmer und eröffnete ihr seine Wünsche. Alles, was ein feuriger Liebhaber sagen kann, sagte er ihr. Ruhig und mit großer Nüchternung hörte sie ihn an, heftig bewegt und mit aller Achtung wies sie seinen Antrag verneinend zurück.

„Bleiben Sie mein Freund, und als den vorzüglichsten unter ihnen will ich mich stets und zuerst mit vollem Vertrauen an Sie wenden.“

So schloß sie ihre Gegentrede, aber Richard hörte sie nicht, sein Kopf brannte ihm und wie von Furien gepeitscht, entfloß er aus Braunfels' Hause, das er von nun an liebte.

Unmöglich hätte ihm diese Antwort zu Theil werden können, wäre ihm nach seiner Meinung nicht der treulose Freund zuvor gekommen, deshalb zwang er sich zur größten Ruhe, ging, wie er stets gethan, mit freundlichem Gesicht zu ihm, sprach über Dieses und Jenes, und berührte endlich zum ersten Male, was ihm von jetzt an das Unangenehmste sein mußte.

„Sag mir aufrichtig, Freund!“ begann er sein Gespräch, „liebst Du Henriette n wie der Gatte die Gattin, oder wie der Freund die Freundin?“

Forschend sah ihm Friedrich in die Augen, dann antwortete er:

„Schon einmal vertraute ich Dir ein Geheimniß an, was bis dahin Keiner wußte; vernimm auch das zweite, das ich bis jetzt in meinem Innern verbarg. Ja, ich liebe Henriette n mehr als mich selbst, nur ihr Besitz erst wird mich glücklich machen.“

„Und hättest ihr noch niemals Deine Wünsche mitgetheilt?“

„Nein, niemals! Ist aber das Auge im Stande zu sprechen, so muß sie in meinen Augen meine heiligsten Gedanken gelesen haben. Ein Grund hielt mich bis jetzt stets ab, mich ihr zu nahen und meines Herzens Geständniß zu bekennen.“

„Und diesen Grund, darf ihn der Freund nicht wissen?“

„Diesen Grund such' in Deiner Person. Habe ich

mich nicht getäuscht, so liebst Du Henrietten vielleicht so heiß wie ich. Die Ungewißheit hinsichtlich meiner muß aufhören, sie nagt an meinem Leben. Noch in diesen Tagen werde ich mit dem Vater, mit Henrietten sprechen. Weist sie meinen Antrag zurück, so wird mein Leben fortan nur den Wissenschaften gewidmet sein. Du aber lebe dann glücklich mit ihr, und mache sie so glücklich, wie sie es zu sein verdient."

Während dieser Mittheilung wurden alle Leidenschaften in Richard rege. Bald wollte er dem Freunde den Dolch in das Herz stoßen, weil er seine Rede für Heuchelei hielt; — denn was man selbst zu thun fähig ist, traut man Andern desto leichter zu, — bald sich ihm in die Arme werfen, und das Unglück, was ihn betroffen, in seinen Busen schütten; aber weder zu dem Einen noch zu dem Andern fühlte er Kraft in sich. Das Mißtrauen, welches sich bei ihm eingeschlichen hatte, verhinderte Beides. Mühsam unterdrückte er seine Regungen, empfahl sich Friedrich auf eine unerklärliche Weise, und taumelte, einem Trunkenen ähnlich, nach seiner Wohnung. Wie ein Menschenscheuer zog er sich in sich selbst zurück und brütete über Rachepläne, dafern ihn der Freund getäuscht haben sollte. Raubt er mir den Himmel, so raube ich ihm das Leben, dies schwöre ich, aber Gewißheit will ich erst haben und ich will sie bald haben, so wahr ein Gott lebt!

Unterdessen war der Zustand Friedrichs ein nicht viel ruhigerer. Die quälende Ungewißheit machte ihn zu Allem untüchtig. Weder Arbeit, noch die Schönheit der Natur vermochten in ihm den Gedanken zu verschweifen, daß Henriette in ihrem Herzen vielleicht doch schon

Sagen Leipzigs.

ein Ideal gefunden, welches sie zwingt, ihn zurückzuweisen. Seine Bescheidenheit glaubte eher an das Letztere, als an einen glücklichen Ausgang.

Oft ist dem Bescheidenen das Glück günstiger, als dem Kühnen, wenigstens bestätigte es sich diesmal an Friedrich; denn kaum hatte er die Thore der Stadt im Rücken, als er dem rüstigen Ritter von Braunfels am Arme seiner Tochter begegnete. Sein ungewöhnlich gewählter Anzug fiel dem Ritter auf, deshalb rief ihm dieser fröhlich entgegen:

„Wie, Ritter, wollt Ihr zur Werbung? So stattlich sah'n wir Euch noch nie.“

Fast hätten Friedrich von Steinthal diese Worte außer alle Fassung gebracht, doch schnell genug ermannte er sich noch, und in den scherzhaften Ton des alten Braunfels eingehend, antwortete er:

„Ja lieber Ritter und zwar zur Werbung in Euer Haus.“

„Willkommen dann als Eidam,“ und indem er sich zu seiner Tochter wendete, fragte er dieselbe, ob sie irgend etwas gegen solchen Freier einzuwenden habe.

Henriette, die Sache ebenfalls als Scherz betrachtend, antwortete mit einem freudigen „Nein!“

Das Gespräch nahm hierauf schnell eine andere Wendung, und bald unter ernstern, bald unter heitern Gesprächen ward der Spaziergang gemeinschaftlich vollbracht. Friedrich geleitete Vater und Tochter in ihre Wohnung.

Was sie im Freien im Scherze gesprochen, ward nun im Ernste zwischen beiden Männern verhandelt, als Henriette auf Augenblicke das Zimmer verlassen hatte.

Als sie wieder hereintrat, führte der glückliche Vater der geliebten Tochter den Freier entgegen.

„Würdest Du wohl,“ so fragte er sie, „Deinem Vater das Glück bereiten, ihm Friedrich von Steinthal zum Eidam zu machen?“

Erdröthend vernahm sie des Vaters Bitte; — des Herzens Drang trug den Sieg über die jungfräuliche Scham davon. Während sie dem Vater um den Hals fiel, reichte sie Friedrich, der schon längst ihr Herz im Geheimen besessen, bejahend die Hand zur Verlobung.

Wohl schwerlich gab es in jener Stunde drei glücklichere Menschen. —

S.

Raum hatte Herr v. Braunfels am andern Morgen den Hausgenossen und der Dienerschaft die Verlobung seiner Tochter mit Herrn v. Steinthal bekannt gemacht, als fast gleichzeitig ein Brief von Richard v. Wildenfels an den Hauspfaffen anlangte, worin er ihn bat, schleunigst zu ihm zu kommen. Ganz erwünscht kam dem diese Einladung. Der schnelle Wechsel der Familienangelegenheiten im Hause seines Herrn und jahrelangen Wohlthäters hatte ihn in die größte Verlegenheit gesetzt, denn er, der sonst Alles erfuhr, hatte von diesem nicht einmal eine Ahnung gehabt. Seit Richard ihr Haus verlassen, hatte es Friedrich nicht betreten. Gestern nur auf Augenblicke, und heute schon folgte die Verlobung. Dahinter mußte etwas stecken, und gerade weil die Sache sehr einfach war, suchte er etwas darin, eben wegen ihrer Einfachheit.

Blas, mit zerstörtem Gesichte lag Richard auf dem Ruhebetto, als der Pfaffe in das Zimmer trat. Bei seinem Eintritte richtete er sich sogleich in die Höhe, hieß ihn Blas nehmen, und fragte nach Neuigkeiten in Braunfels Hause. Das Wichtigste, was er natürlich erfahren konnte, war Friedrichs Verlobung mit der Tochter des Hauses.

Da überzog des Hornes Purpurröthe die blassen Wangen Richards und ein gräßlicher Schwur rang sich aus seiner Brust.

„Wenn,“ fragte er endlich, „betrat Friedrich zum letzten Male das Haus?“

„Gestern, und nur auf kurze Zeit.“

„Und glaubst Du, daß die Verlobung nur das Werk von gestern sei?“

„Nein, das glaube ich nicht! Bedachtsam ist der Vater, züchtig die Tochter, und wär es nur der Sitte wegen, so würde sie sich gewiß Bedenkzeit ausgeben haben.“

„Ha! so hat mich der einzige Freund betrogen, der Freund, auf dessen Worte ich Felsen baute. Pfaffe! Schaff' mir Gewißheit, daß die Werbung länger als seit drei Tagen ist, so sind hundert Goldgülden Dein.“

„Soll ich die Hand zum Unglück bieten? Ihr sinnt auf Böses, mein Amt ist Frieden zu stiften.“

„Was kümmert's Dich, ob ich, ob Friedrich lebe. So wisse denn, vor vier Tagen schlug Henriette meine Hand aus, vor drei Tagen erklärte mir der Freund, daß er noch nicht um sie geworben. Verdient, sobald das Gegentheil erwiesen ist, solche Heuchelei, solche Treulosigkeit nicht blutige Rache?“

„Was aber wird aus mir, erfährt man, daß ich die Schuld mittrage am blutigen Kampfe?“

„Mein Ehrenwort, daß ich schweige, im Todeskampfe oder nach dem Siege!“

„Und wann die hundert Gulden? die — —“

„Sobald Du die Wahrheit erforscht und sie mir mitgetheilt, und bei allen Sacramenten geschworen hast, daß Du Dir nichts erfonnen.“

Nach dieser Verabredung empfahl sich der Pfaffe. Richard verließ sein Zimmer nicht. Schon nach wenigen Tagen erschien der Pfaffe wieder mit gleichnerischem Gesichte und traurigen Geberden, verkündend, daß, so sehr es ihn auch schmerze, er doch der Wahrheit die Ehre geben müsse, und schloß damit, daß Friedrich ehelos gehandelt und vor länger als drei Tagen um sie erworben habe.

Mechanisch griff Richard nach einer Rolle Geldes, drückte sie dem Hiobsboten in die Hand, und — schob ihn zur Thür hinaus.

Während sich in Friedrichs Busen ein Zukunft der Glückseligkeit aufschloß, zog in die Brust Richards die Hölle ein. Henriette schwamm in einem Meere von Entzücken. Alle die tausend Kleinigkeiten, an die ein Mann im ganzen Leben nicht denken würde, beschäftigten sie fast mit Angestlichkeit. Gerade an diesen Kleinigkeiten sollte Friedrich in wenigen Monden ihre Sorgfalt um ihn erkennen. Jenes Jahrhundert gehörte ja noch zu der glücklichen Zeit, in welcher die Frauen ihren Stolz und ihre Ehre in dem gelungenen Vorstehen ihrer Wirthschaft und in der sorgsamten Pflege ihres Gatten suchten.

Aber auf diese bescheidenen Wünsche Henriette

ten s sollten nur Wünsche, und ihr ganzes Leben nur ein Leben der Trauer bleiben.

Während Friedrich — denn nun hatte er Richards unglückliche Bewerbung erfahren, aber leider auch dessen wirklich schlechte Gesinnung erkannt, — ihn unter solchen Umständen aus Zartgefühl vermied, glaubte Richard, der doch den Freund allein nur hintergangen hatte, diesen fliehen zu müssen, wähnend, — und dieser Wahn wurde durch den Pfaffen noch bestärkt, — daß er zuerst von Friedrich hintergangen worden sei.

Um seiner beleidigten Ehre und seiner Rache nun desto früher genügen zu können, beschloß er, ihm auf seinen einsamen Spazierritten aufzulauern. So, ohne alle Ahnung, Böses von dem ehemaligen Freunde befürchten zu müssen, ritt Friedrich wie gewöhnlich auf seinen menschenleeren Wegen, mit tausend Plänen für die Zukunft im Kopfe, weder auf den Weg, noch auf das, was sich um ihn ereignete, achtend, lediglich seinem guten Koffe vertrauend, auf jenes Hölzchen zu, welches noch heutzutage zwischen dem Schleußer und Lindenauser Damme liegt. Auf der dritten Seite trennt aber ein Arm der alten Pleiße dieses Hölzchen von der kleinen, aber freundlichen Insel Buen Retiro. Kaum einige Schritte war er darin fortgeritten, als ihm eine bekannte Stimme zu stehen gebot. Wie ein hohläufiges Gespenst, ganz schwarz gekleidet auf feurigem Klappen, fragte ihn Richard mit vorgehaltenem Schwerte:

„Kennst Du mich, niederträchtiger Lügner?“

„Noch hielt die Besonnenheit Friedrichs sein Schwert in der Scheide zurück, schon öffnete sich sein

Mund, um den treulosen Freund wegen seines böbischen Verfahrens zu befragen, da begann *N i c h a r d* wiederum:

„Ist Dir der Muth gesunken, feiger *B a s t a r d*?“

Wie wenn ein Blitz aus heiterem Himmel plötzlich zündet und Alles um sich her verheert, so war die Wirkung dieses Wortes auf *F r i e d r i c h*.

„Treuloser Böfewicht, reiß zur Hölle, nicht mich, die theure Mutter hast Du geschmäht, stirb!“

Mit diesen Worten drang er auf ihn ein. Fürchterlich wüthete der Kampf, der Boden bebte unter ihrer Roffe Huf, und Funken sprühten aus den gut geführten Klingen der Kämpfenden. Schon hatte das Gefecht über eine Viertelstunde gewüthet, da verscheuchte naher Hufschlag die Fechtenden aus dem Hölzchen, welches seit dieser Zeit das „*Streitholz*“ heißt *).

Mit den Worten „*M i r n a c h*!“ sprengte *N i c h a r d* voran, *F r i e d r i c h* folgte. Nachdem wieder ringsherum Stille eingetreten war, hielten sie in der Gegend der heiligen Brücke, da, wo zwei kleine Wiesen ein wenig Holz einfassen, durch welches der Weg nach dem jetzigen Militairbade führt. Hier auf diesen beiden kleinen Wiesen entbrannte abermals der Kampf mit gräßlicher Wuth. Rache und Lebensüberdruß stählte die Kräfte des Einen, der Gedanke an *Henriette* und seine gekränkte Ehre besetzte den Andern; denn das Wort *B a s t a r d* bezog sich ja auf seine Geburt, auf seine Mutter, auf das Geheimniß, welches er einst in heiliger Stunde dem Freunde

*) Nach Andern von einem Prozesse so genannt. D. S.

anvertraut hatte, — Friedrich war der Sohn der unglücklichen Theodore*).

Die Kräfte der Rosse begannen bereits zu schwinden, weshalb sie sich genöthigt sahen, zu Fuß zu kämpfen. Schon färbte der Wiesen Grün das purpurne Blut der verwundeten Ritter, Nichts konnte sie vom Kampfe abhalten. Die Klängen brachen, — aber der Kampf endigte darum nicht; schnell hatten sich die Arme der Streitenden umfaßt, um mit der Faust zu vollenden, was dem Schwerte nicht gelungen war; — da strauchelten am schlüpfrigen Ufer der Elster die Füße der Ritter und die Fluth bedeckte sie Beide noch während des Kampfes im Tode.

* . *

Als sich gegen Abend zwei schweißtriefende Rosse ohne Reiter dem Thore der Stadt nahen, ahnete man sogleich ein Unglück und meldete der Behörde diesen Vorfall, worauf alsbald Männer auf Kundschaft ausgesandt wurden. Es währte nicht lange, so fand man die Hufe der Rosse in oben erwähntem Hölzchen, die Fußtritte der Ritter auf jenen kleinen Wiesen**) zunächst der heiligen Brücke. Tags darauf zogen die Fischer die zwei Leichname der beiden Ritter aus einer tiefen Stelle unfern dem Orte, wo sich die Elster, von Schleusig kommend, in zwei Arme theilt, von denen der eine nach Lindenau, der andere der Stadt zufließt. Noch bezeichnet der

*) Siehe die Sage von der heiligen Brücke.

**) Daher der Name dieser Wiesen: Ritterspuren.

Stumpf einer Trauerweibe, deren lange Flechten vor wenigen Jahren ein willenloses Spiel der Wellen waren, jene Stelle, in welcher Richard und Friedrich gemeinschaftlich ihren Tod fanden. Diese gefährliche Stelle heißt noch bis auf den heutigen Tag

das Ritterloch.

So hatte das Schicksal zwei Familien verbunden, die weder die Bande des Blutes, noch Gleichheit der Gesinnungen vereinigte; — damit sie gleichzeitig in ihren letzten Sproßlingen untergingen.

Das Brautwehr.

I.

Wägen Andere ihren Stoff in der Ferne suchen und mit geflügelter Phantastie Berge und Thäler, wilde Schluchten oder romantische Ufer von Strömen fremder Länder durchfliegen, mich fesseln nur die heimathlichen Gestade unserer kleinen, aber classischen Flüsse, an welche sich so herrliche Sagen reihen, wohl der Bearbeitung werth, wohl geeignet, die einförmigen Winterabende zu verkürzen.

Mag der Harz sich an seinem Bloßberge und seinen Hexen, mag Schlessen an Rubezahl und seiner Teufelskanzel, oder die Bewohner jener gesegneten Gaue, durch welche der stolze Rhein seine grüne Fluthen wälzt, an den Gesängen der deutschen Sirene, der treulosen und gefeierten Lurley entschädigen, — mich zieht es nach jenen Gewässern, welche Leipzig theils durchfließen, theils umspülen.

Merkwürdig! Leipzig — so sagt die alte Mythe — wurde von Fischern gegründet, und an das Element, an welches diese durch ihr Gewerbe gebunden sind, knüpfen sich fast ausschließlich alle Sagen der weltberühmten Lindenstadt. Wir werden gesehen haben und sehen, daß dies auch mit dieser Sage, wie früher mit dem „Ritterloche“ und der „Heiligen Brücke,“ so wie fast mit allen der Fall ist.

* * *

Die Reformation war in das Leben getreten und hier und da beendet. Auch in Leipzig ward sie — nach

Herzog Georgs Tode — durch Herzog Heinrich, der damals in Freiberg seinen prunklosen Hof hielt, und sich ungeachtet des Verbliebenen anders lautenden Testaments durch schnelles und kühnes Handeln in den Besitz der Länder Georgs gesetzt hatte, — von demselben für immer in Leipzig eingeführt.

Doktor Martin Luther und Doktor Justus Jonas trafen in Herzog Heinrichs und des Churfürsten Johann Friedrichs Begleitung in Leipzig ein, und hielten nun öffentlich und zwar Ersterer in eben demselben Saale der Pleißenburg, in dem er einst die berühmte Disputation mit dem noch berühmteren Lenzel gehalten hatte, — Letzterer in der Thomaskirche, ihre ersten Reformationspredigten. Dies geschah bekanntlich am Pfingstfeste des Jahres eintausend fünfhundert und neun und dreißig.

Aber kaum war die Reformation in Leipzig eingezogen, so brachte sie auch schon in ihrem Geleite den fluchwürdigen Haber mit sich, den noch Jahrhunderte lang Protestanten gegen einander mit vieler Erbitterung nährten. Die Reformatoren selbst waren trotz ihrer verschiedenen Religionsansicht immer Freunde, — ihre Anhänger wurden erbitterte Feinde.

Es ist leider eine unbestreitbare Thatsache, daß sich von vorn herein Lutheraner und Reformirte mehr haßten, als Protestanten und Katholiken. Der Calvinist wurde der Gegenstand des Hasses des Lutheraners und der Lutheraner war ein verabscheuungswürdiger Dorn im Auge des Calvinisten. Aber im Ganzen genommen änderte dieser feindselige Sinn nichts. Die Reformation selbst schritt ihren unaufhaltbaren Gang fort, mochten

auch noch einzelne Professoren und Universitätsmitglieder öffentlich oder heimlich ihr entgegenstreben. Es ist und bleibt eine ausgemachte Sache, daß gerade die Gelehrten, namentlich die Mitglieder der Universität, Luthers Lehre entgegen waren, nicht, als ob sie die Wahrheit derselben nicht eingesehen hätten, nein, weil es ihr Vortheil erheischte, es mit dem römischen Hofe zu halten, theils ihres Ansehens, theils ihrer Einkünfte wegen. Vor allen Dingen lag ihnen daran, den Haber zwischen Calvinisten und Lutheranern zu unterhalten, wohl wissend, daß Zwiespalt unter Religionsverwandten eben so gut wie unter Blutsverwandten in der Regel unheilbar und für alle Zeiten fortbauernb sei, und nur von Vortheil für den ruhigen, dritten Beobachter sein könne.

Aber diesmal hatten sich diese Herren glücklicher Weise geirrt, und obgleich am acht und zwanzigsten Mai d. J. eintausend fünfhundert drei und neunzig die Streitigkeiten beider Religionsverwandten, nachdem sie fünfzig Jahre unter der Asche geglimmt hatten, in helle Flammen ausloderten, welche die Ausweisung sämtlicher Calvinisten zur Folge hatten, so war dieses an und für sich hatte Edict doch für den Lutherischen Handelsherrn Thomas Bartsch in so fern von großem Vortheile, in wie fern nun Friedrich Hempel, ebenfalls ein reicher Handelsherr, jedoch der Calvinischen Lehre zugethan, nun nicht mehr Anstand nahm, dem Geschäftsfreunde seine eheleibliche Tochter, ungeachtet dieser zu den Dickköpfen*) gehörte, aus wahrer väterlicher Besorgniß für das Glück seines einzigen Kindes, welches

*) Bis auf die neuesten Zeiten ein gewöhnlicher Schimpf-

dem noch jungen Herrn Thomas Bartsch mit aufrichtiger Liebe zugethan war, zur Gattin zu geben.

Wir wissen nun das Jahr, in welchem sich genannter Thomas Bartsch mit Jungfer Hempel vermählte. Von den ersten Jahren ihrer Ehe läßt sich wenig sagen. Den Tag brachte der Gemahl in seinem Gewölbe, die Gattin dagegen bei ihrem Erstgeborenen Moriz, dem Helden unserer Geschichte, zu. Er war ein kräftiger, rothwangiger Knabe, über den die Eltern ihr herzlichste Freude hatten. Die Abende füllten Erzählungen über vergangene Zeiten, namentlich über den Weinhauseischen Tumult aus, welchen Adolph Weinhaus dadurch in das Leben rief, daß er mit dem damals bei ihm anwesenden Handelsmann Hans Belzen von Antorf, Johann Müllern, einem Rechtsbibanden, und Abraham GrempeIn, einem Savoyer, aus seinen Fenstern auf die ihn verhöhnen den Lutheraner schöß.

Wir werden sehen *), welche unglücklichen Folgen diese Uebereilung nach sich zog, sehen, daß die Gährung zwischen beider Religionsparteien fast das ganze Jahr hindurch währte, Belzen viele Unannehmlichkeiten und Geld kostete, dem als Calvinisten verdächtigen Bürgermeister Bäckofen viele Verdrießlichkeiten bereitete, den in Leipzig ansässigen Johann Defroy um Haus, Waaren und Vermögen, ja sogar einen Maurer, einen Kürschner, — schlechtweg Fürst genannt, — einen

name zur Bezeichnung der Lutheraner; Spitzköpfe dagegen nannten diese die Reformirten.

*) Siehe Jungfer Lieschens Wünsche.

Leichgräber von Torgau und einen Zimmergesellen um das Leben brachte *).

Welch ein Unterschied zwischen sonst und jetzt! Leipzig, in unsern Tagen weltbekannt wegen seiner Toleranz, welches jetzt willig die Pforten seiner Tempel den Reformirten, wie den Katholiken öffnet **), in dessen Mauern man bei großen Religionsfesten alle Con- fessionen in schöner Eintracht — ein herrliches Bild prie- sterlicher Würde und Liebe — neben einander einher- schreiten sieht, verfolgte damals mit fanatischer Wuth die fast Gleichdenkenden.

Thomas Bartsch gehörte schon damals zu den aufgeklärten Männern, die weniger auf den Namen der Religionssecte, der Jemand angehörte, Rücksicht nahmen, als vielmehr auf den Mann und seine Handlungen sahen. Friedrich Hempel war ebenfalls ein durch und durch ehrlicher, kluger und tugendhafter Mann, und, wie die meisten seiner Glaubensgenossen, von musterhafter Sitt- lichkeit und Strenge; aber ungeachtet dieser Vorzüge, die einen Mann in jedem Gewande zieren, bedurfte es den- noch eines Mannes von mehr als gewöhnlichem Geiste, um sich entschließen zu können, die Tochter eines Calvi- nisten zu ehelichen. Man muß sich, um das Wahre dieser Behauptung zu fühlen, lebhaft in jene Zeit ver-

*) Sie wurden als Tumultuanten enthauptet. Wer sich über diese ereignisvolle Zeit genauer unterrichten will, vergl. „Geschichte der Stadt Leipzig von Krieger“ 1778, Theil II., Seite 118—134. —

**) Während des Ausbaues der reformirten Kirche räumte es freudig den Reformirten die Peterskirche ein. Nach dem Einsturze der Schloßkirche trug es keine Minute Bedenken, den Katholiken mit derselben Bereitwilligkeit die Neukirche auf Zeit abzutreten.

sehen, wo wenige Decennien vorher die Reformation nur nach harten Kämpfen gesiegt hatte. Noch zu der Zeit, von der wir jetzt sprechen, sah man die Calvinisten gleichsam als eine neue Secte an, hervorgegangen aus den Lutheranern. Nur die Wenigsten wußten, daß die Reformatoren selber Glaubensgenossen gleichzeitig gegen die päpstliche Curie gekämpft und gesiegt hatten. Aber in Deutschland waren Erstere und namentlich in und um Leipzig die Minderzahl, dieser Umstand genügte, den Stab über sie zu brechen. Niemand fragte sich, wie es in Böhmen, der Schweiz oder andern Ländern stehe, wo wiederum die Calvinisten die Mehrzahl für sich hatten.

Wir führen diese Einzelheiten hier nur an, um den vorurtheilsfreien und aufgeklärten Sinn von Andreas Bartsch desto mehr hervorzuheben.

Als in Folge des Weinhaus'schen Tumultes auch Heinrich Hempel, dessen Gattin längst vorher das Zeitliche gesegnet hatte, Leipzig verließ, so übergab er keinem Andern als seinem nunmehrigen Schwiegersohne die Regulirung und Fortführung seines nicht unbedeutenden Geschäftes, so groß war ungeachtet der Religionsverschiedenheit die Achtung vor dessen Redlichkeit und Ehrlichkeit, und zog sich wiederum nach der Schweiz zurück, aus der er gebürtig war.

Beide unterhielten nach den damaligen Umständen einen lebhaften Briefwechsel und unterbrachen denselben bis zum Absterben Hempels niemals. Durch diesen Todesfall wurde Bartsch einer der reichsten und angesehensten Handelsherren Leipzigs, und namentlich durch diesen Todesfall vorzüglich in den Stand gesetzt, so viel

an seinem Sohne Moritz thun zu können, als er in Zukunft für ihn that.

2.

Es war damals in dem lebenslustigen Leipzig eine inhaltschwere Ruhe eingetreten, wie dies überhaupt und überall nach ungewöhnlichen und wichtigen Ereignissen der Fall ist. Alle Familien hatten sich auf sich selbst beschränkt, Einer mißtraute dem Andern. Unter solchen Umständen hielt es Herr Bartsch ebenfalls für angemessen, die Abende in seinem Hause zuzubringen, und sie seiner Gattin und seinem Sohne zu widmen. Aber sein väterliches Herz machte schon frühzeitig die Erfahrung, daß Kinder nicht immer Ebenbilder der Eltern werden; denn der kleine Moritz, der nur erst einige Jahre zählte, ließ bereits schon einen solchen Starrsinn und solche Hartnäckigkeit blicken, daß man für die Zukunft nur Schlimmes daraus prophezeien konnte. Die ganze Nachbarschaft bewunderte und staunte diesen Contrast zwischen Eltern und Sohn an. Allen war diese Charakterschiedenheit unerklärlich; der Vater, ernst, ruhig und bleid; die Mutter sanft, weichen Sinnes, guten Herzens und tugendhaft; — der Sohn widerspenstig und leichtsinnig im höchsten Grade.

In den ersten Jahren seiner frühesten Jugend hatte ihm die Mutter ausschließlich ihre Jahre und ihre Kräfte gewidmet, der Vater freilich nur die Abendstunden. Er war ungeachtet seiner geistigen Vorzüge dennoch zu sehr Kaufmann, als daß er sich den Tag über aus seiner Geschäftsstube hätte entfernen können. Hierin stimmte er

selber den andern Kaufherren bei, welche mutheten, daß die größere Anspöpfung und Sorgfalt für seine Familie darin bestehe, die Kapitalien möglichst schnell zu verdoppeln. Dieser Ansicht ist es zuzuschreiben, daß er seinem einzigen Kinde nicht die Zeit widmete, die ein Vater seinen Kindern schuldig ist.

Als Moriz größer ward, mußte ihn der Markthelfer täglich nach der Unterrichtsanstalt geleiten, in der man am meisten zahlen mußte, aus welchem Grunde man sie auch für die beste hielt, und in der That doch traurige Wahrheit! die schlechteste nennen konnte.

Hier machte er die Bekanntschaft von den Söhnen gleich reicher Eltern, lernte die verzogenen Mutter söhnen Charakterschwacher Väter und Mütter kennen, die dem Eigensinne starriger Kinder söhnten, sie durch ihre Nachgiebigkeit verschlechterten, und so die Schuld künftigen Unglückes ihrer Kinder auf sich herabgeschworen.

In solcher Gesellschaft konnte Moriz natürlich nur noch leichtsinniger werden, und er ward es; denn noch war er nicht aus der Schule entlassen und schon war er mit Sachen vertraut, die nur dem reifern Alter zu wissen ziemen. Als der Wendepunkt seines Lebens herannahte, von welchem an er für das bürgerliche Leben gebildet werden sollte, war er bereits ein junger Taugenichts. Dazu trug allerdings das Jahrhundert, in dem er lebte, das Seinige bei; denn man glaube ja nicht, daß damals eine größere Sitteneinfachheit und Reinheit statt gefunden hätte. Durchaus nicht. Man frage noch jetzt alte, vorurtheilsfreie Leute, ob die Menschen in ihrer Jugend besser und untadelhafter gewesen wären, oder nicht, und sie werden aufrichtig Nein! antworten. S

Sagen Leipzig.

6

weiter zurück, desto schlechter. Wahrlich, wir wären auch sehr zu beklagen, wär' es anders, denn müßten wir in diesem Falle uns nicht gestehen, daß unsere Schulen unvollkommene Institute für die Veredelung der Menschheit wären, und unsere Erziehungsarten durchaus verkehrte? Nein, jenes Jahrhundert und das darauf folgende können an Immoralität *) kaum übertroffen werden, und manches Verbrechen, was begangen wurde, ward durch die Verhältnisse und die Gewohnheit hervorgerufen.

Nachdem Moritz das vierzehnte Lebensjahr zurückgelegt hatte, bestimmte ihn sein Vater ebenfalls für die Handlung. Und da er recht wohl wußte, daß es nicht gut thut, wenn Kinder im elterlichen Hause bleiben, so traf er mit einem Geschäftsfreunde ein Uebereinkommen, nach welchem sich dieser verbindlich machte, den jungen Bartsch in die Lehre zu nehmen, oder, wie sich jetzt die junge Handelswelt ausdrückt, die Fährte zu stehen.

Es war dem Vater Alles daran gelegen, den Sohn zu einem recht tüchtigen Kaufmanne zu bilden, damit er dereinst mit Ehre der soliden Firma seines geachteten und gewinnbringenden Geschäftes vorstehen könne.

Aber wie es vielen Vätern ergeht, so erging es auch Herrn Bartsch, der, nur für das Wohl seines Sohnes bedacht, gerade in der Wahl des Lehrherrn für denselben einen argen Mißgriff beging. Nicht, als ob etwas wider den Kaufherrn Blumhagen einzuwenden gewesen wäre, durchaus nicht, sondern nur lediglich gegen

*) Geschichte der Stadt Leipzig von Krieger. Theil VI., Seite 422. —

dessen Söhne, Rudolf und Gotthelf, Ersterer nur um wenige Jahre, Letzterer fast um nichts älter als Moriz. Beide waren ein Paar hoffährtige Jungen, deren größtes Erdenglück in weiten Pluderhosen, steifen Krausen und gestickten Manschetten bestand. Diese Eigenschaften waren nicht geeignet, vorthellhaft auf Moriz einzuwirken, und die Puffsucht, die ihm bis jetzt fremd geblieben war, hatte er sich in kurzer Zeit beinahe in eben so hohem Grade zu eigen gemacht, als seine musterhaften Vorbilder.

In einem solchen Alter, in welchen die drei jungen Burschen standen, schließt man bald und zwar ohne alle Prüfung, innige Freundschaft, unbekümmert um sich und die sogenannten Freunde. Eine solche Freundschaft, die nur auf Genußsucht basirt war, verband bald aufs Innigste diese drei ziemlich Gleichgestimmten.

Rudolf, den schon eine beinahe männliche Figur auszeichnete, hatte bereits schon in manchen Häusern, die man sonst noch vor solchen Jünglingen unzugänglich hielt, Eingang gefunden. Hier und da begrüßte man ihn bereits wie einen alten Bekannten. Laster vereinigen schneller als Tugenden, und der Laster schändlichstes trieb man in diesen Häusern, — das Spiel. Wie gewöhnlich hatte auch ihm, dem Neuling, fast ununterbrochen das Glück gelächelt, ihn gleichsam zu girren und festzuhalten. Nichts ist für den unerfahrenen Jüngling losender als die Aussicht auf einen schnellen Gewinn, — auf einen Gewinn ohne Arbeit und Mühe.

Es ist natürlich, daß der Besitz von ungewöhnlich vielem Gelde den Blicken des Bruders und des Haus- und Stubengenossen nicht entgehen konnte. Zwar war

er so klag, auf die Fragen derselben, wo er das viele Geld her habe, ausweichend zu antworten; aber schnell untergräbt das hervorragende Laster die letzten Funken der noch vorhandenen Moralität; so geschah es auch hier. Nach wenigen Wochen nahm er keinen Anstand mehr, dem Bruder und dem Freunde zu gestehen, auf welchem Wege er zu dem Gelde gelange.

Die Gier, ebenfalls recht bald in den Besitz solcher Summen zu gelangen, leuchtete widrig aus den Augen Weider. Zuerst versprach er dem Bruder, ihn bald mit seinen Freunden bekannt zu machen und in deren Häuser einzuführen, bald werde es ihm dann auch möglich werden, Moriz diesen achtbaren Männern vorzustellen. Rudolf hielt redlich Wort, nach einem halben Jahre hatte Gotthelf bereits die Bekanntschaft mit allen den Gaunern gemacht, mit welchen sein Bruder in Verbindung zu stehen die Ehre hatte. Auch ihm lächelte vom Anfange das Glück, wie allen Verblendeten, die sich in der Jugend dem treulosen Spiele in die Arme warfen.

Endlich ward auch Moriz das Glück zu Theil, die Thüren dieser fluchbeladenen Häuser für sich geöffnet zu sehen. Eine neue Welt that sich seinen Blicken auf, er bemerkte in seines Herzens übergroßer Freude nicht, daß tausendfache Leidenschaften der Tischgenossen Gefüßter verzerrt hatten, daß markerschütternde Flüche das Goldstück begleiteten, welches der Bankhalter mit eifriger Ruhe und Empfindungslosigkeit an sich zog, daß der Werlterende das Gartenblatt mit convulsivischen Zuckungen in der krampfhaften Hand vernichtete; er hörte nur der ausgespro-

chenen Karten Namen und das mit Monotonie immer wiederkehrende: „Gewinnt — Verliert!“

Alle traurigen Geschichten, die durch das Spiel hervorgerufen und mit dem Gefolge ihrer Sündlichkeiten in das Leben getreten waren, hielt er für Märchen, ausgeföhnen von müßigen Köpfen, Platschernden Faulenzern — die Zeit zu verkürzen. Jede Stunde seines Lebens, die er nicht auf der grünen Wiese *) verleben konnte, war für ihn verloren. Alle Berrichtungen für das Geschäft ekelten ihn an und wurden nur mit Widerwillen gemacht, was Wunder, daß Herr Blumhagen endlich gezwungen wurde, sich gegen seinen braven, so allgemein geschätzten Vater in Klagen zu ergießen.

Zwar machten seine Söhne ihre Arbeiten um kein Haar besser; aber was der Vater bei dem Fremden sah, ließ ihn die Vaterliebe an den eigenen Söhnen nicht bemerken. Gern hätte sich Herr Blumhagen Morizens entledigt; aber der Gedanke, dadurch seinen alten, biedern Geschäftsfreund zu kränken, und die Aussicht, in wenigen Monden die Zeit herangenah zu sehen, in welcher Moriz „Diener“ — die schönen Namen Gehülfe oder Geselle sind bloß für Künstler und Handwerker vorhanden — werden würde, bestimmten ihn, es noch bis dahin mit ihm anzusehen.

Die Zeit, die man herbeiwünscht, kommt nur herangeschlichen; diese Wahrheit wurde dem Lehuherrn recht fühlbar, denn niemals hatten ihm wenige Monate länger gedauert, als die bis zur Losgebung Morizens. End-

*) Bezeichnender Name des Spieltisches.

lich erschien der längst herbeigesehnte Tag; niemals hatte Herr Blumhagen einen freudiger begrüßt als diesen.

Als Moriz — der Förmlichkeit und hergebrachten Gewohnheit gemäß — sich ihm nahte, um seinen Dank für die ihm vielfach erwiesene Güte und Nachsicht zu danken, entließ er ihn mit nachdrücklichen Ermahnungen, von nun an seinem Berufe mit größerem Eifer zu leben. Dem aber, welchem sie galten, waren es in den Wind gesprochenen Worte. Nicht eine von allen den guten Lehren, die er ihm gab, berührte sein Ohr, oder drang bis in die Tiefe seines Herzens.

Ohne Nührung schritt er aus dem Hause, in welchem man ihn so lange mit Schonung behandelt hatte; kalt, ohne Vorsatz zur Besserung, überschritt er die Schwel- len der elterlichen Wohnung, und als der Vater den Sohn umarmte und die Mutter ihm die Hand entgegen streckte, bewillkommneten Beide einen Spieler.

3.

Wie alle Geuchler, war auch Moriz bemüht, von vorn herein anders zu scheinen, als er war. Er hatte seine guten Gründe so zu handeln, ihm lag daran, seines Vaters Aufmerksamkeit mehr von sich abzulenken, eine günstigere Meinung von sich zu erwecken, Herrn Blumhagen als Verläumder, oder wenigstens als Uebertreiber darzustellen, und endlich — und dies war einer der Hauptbewegungsgründe — sich in kurzer Zeit einen größeren Gehalt zu erzielen, um sein gewohntes Leben nach wie vor forttreiben zu können. Ohne Schwierigkeit würde ihm dies auch gelungen sein, wär' sowohl sein Vater,

als seine Mutter weniger vorurtheilsfrei und mehr für ihn eingenommen gewesen.

Dem liebenden Mutterauge namentlich war schon seit längerer Zeit das zu seinem Nachtheile veränderte Aeußere ihres Sohnes aufgefallen; jedoch die zärtliche Sorgfalt für den bekümmerten Gatten hatte sie stets davon abgehalten, sich mit dem Vater darüber auszusprechen; desto eifriger suchte sie des Sohnes Thun und Treiben zu erforschen. Aber auch diesem entging ebenfalls die strengere Aufmerksamkeit der Mutter nicht. Wer nicht reinen Gewissens ist, lauscht und späht, und bemerkt daher leicht, ob Andere ihn beobachten. Auch Moriz hatte bald seiner Mutter Benehmen ergründet und richtete seine Handlungsweise darnach ein. Und eine Zeit lang gelang es ihm auch, sie zu hintergehen.

Unterdessen nahte sich allmählig der Sommer mit seinen lauen Lüften, die Schwalben begrüßten wieder die bekannten Fluren und ihre bergenden Nester, die der Landmann mit heilliger Scheu geschont hatte, und durchschnitten zwitschernd mit ihrem schillernden Gefieder die bläulichen Lüfte. Alles gestaltete sich anders und freundlich. Zu Wagen, zu Roß und zu Fuß strömten Leipzigs vergnügungsfüchtige Einwohner zu allen Thoren hinaus, theils sich im Freien zu ergehen, theils in jenen anmuthigen Dörfern, die Leipzig umgürten, wie ein Bund den süßen Leib einer keuschen Jungfrau, sich zu erquicken und auszutummeln.

Es hatten damals noch nicht einzelne Dörfer, wie in unsern Tagen, sich das ausschließliche Vorrecht des Besuchs zu erwerben gewußt, sondern alle Orte hatten ein gleich zahlreiches und gleich gemischtes Publikum. Es

hatte sich der Kastengeist noch nicht so geregt und breit zu machen gewagt, wie in unserm neunzehnten Jahrhundert; es gab noch keine Bürgervereine in unserm Sinne, — die Schützengilde, wenn man diese so nennen will, ausgenommen — die so nachtheilig auf städtische Verwaltung und Einrichtung gewirkt, und ihre Mitbürger gleichsam ihrer Bürger- und Stimmrechte beraubt hätten; noch nicht einzelne Dörfer, von denen man hätte sagen können, hier findet man die Vornehmern, hier vergnügen sich reiche, hier arme — Bürger, dort tummelt sich des Volkes Hefe; — diese gab es im strengen Sinne des Wortes damals so wenig, wie jetzt, — sondern Leipzigs Einwohner strömten nach allen Seiten hin.

Nur die Spieler, die gleich den Nachteulen und den Ratten das Tageslicht scheuen und dunkle Aufenthalte lieben, bevorzugten solche Ortschaften, die theils wegen ihrer Entfernung, theils wegen der anmuthigen Parke, welche zu solchen gehörten, ihnen für ihr Treiben geeigneter als andere schienen. Noch immer haben wir einzelne solcher Dörfer, die von Kleinen, aber einladenden Parken umgeben werden, aber leider sind sie jetzt — Zweinaundorf ausgenommen — wenig besucht, z. B. Groß-Ischacher, Abt-Raundorf und Schönau. Namentlich hatte in letzterem Orte das verderbliche Spiel seinen schwachvollen Sitz aufgeschlagen, darum besuchte Moriz dieses Dorf auch öfter, als alle anderen.

Raum hatte er Sonntags seinen Mittagstisch beendet, so begann er seine einsame Wanderung nach Schönau. Damals führte noch nicht der schöne, mit Pappeln besetzte Damm*), welcher jetzt die Lindenauer Chaussee

*) Das, den Franzosen auf ihrer Flucht so gefährliche Desfilé.

bildet, gerade nach jenem genannten Dorfe, sondern um dahin zu gelangen, mußte man einen großen Umweg machen und von Leipzig ausgehend, von der hohen Brücke aus sich rechts nach dem verschlossenen Holze *) wenden und seinen Weg an der Leutscher Brücke und der Leutscher Mäe hin nehmen, von wo aus man alsdann nach dem Ruhthurme und jenen alten Rüstern gelangte, deren eine noch heutzutage einen täuschenden Menschenkopf, durch Geäße hervorgebracht, zeigt. Nachdem man nun jene alte Brücke, die vor etwas länger als einem Jahrzehnte einer neuen, dem Dorfe Lindenau näher gelegenen, — denn der Lauf des Flusses ist seit jener Zeit verändert — hat Platz machen müssen, gelangte man nach dem freundlichsten Dorfe, welches in der Nähe Leipzig liegt, nach Lindenau, welches vielleicht vor Jahrhunderten diesen Namen verdient haben mag; jetzt sucht man vergeblich nach Hainen von jenen Bäumen, welche ihm den Namen gegeben.

Hier in diesem freundlichen Kirchspiele wohnte ein wohlhabender Gutsbesitzer, Namens Jaspis, dessen Name deutlich zeigt, daß seine Eltern ein anderes Land ihr Vaterland genannt hatten. Er war Katholik, aufgeklärten Kopfes, guten Herzens und hielt streng an dem Glauben seiner Väter. Alle Dorfbewohner, — obgleich Lutheraner — liebten und achteten ihn, und er war ihrer Liebe und Achtung werth. Seine Gattin, ebenfalls katholisch, hatte ihm sechs Töchter gezeugt, blühend, züchtig und schlank, vor allen aber glänzte Marie, die älteste der Schwestern. Sie stand in geistiger Hin-

*) cf. d. Ritterloch.

sicht weit ihrer Zeit, weit den Jungfrauen ihres Alters voraus. Die mannichfachen Erfahrungen, die der Vater in seinem vielgeprüften Leben erfahren hatte, wendete er nicht ohne Vortheil bei der Erziehung seiner Töchter an.

M a r i e war nicht nur der Liebling des Ortes, sondern auch der ganzen Umgegend. Kein Fest wurde in der Nähe gefeiert, an dem M a r i e nicht hätte Theil nehmen müssen. Wenn sie fehlte, fehlte die Krone der Gesellschaft; aber weit entfernt, darauf stolz zu sein, oder sich etwas darauf einzubilden, war sie es gerade, die unablässig bemüht war, ihren Freundinnen Anerkennung und Triumphe zu bereiten. Bescheidenheit zierte sie im höchsten Grade.

Ihre geistigen Vorzüge standen mit den körperlichen im schönsten Einklange. Ihr Wuchs ging nur wenig über die Mittelgröße hinaus, zwar nicht üppig voll, aber abgerundet, das Haar dunkelblond, ihre Lippen frisch und sanft geschwollen, die Zähne gesund, das Augenpaar schön gespalten und mit langen Wimpern besetzt. Um den Mund spielte jener Zug der Liebenswürdigkeit, der unbegränzte Herzengüte verkündet, Zutrauen erweckt und niemals täuscht.

So ausgestattet war M a r i e, welcher M o r i z oft auf den duftenden Wiesen Lindenau's begegnete, wenn er seine einsamen Spaziergänge nach Schönau unternahm. Wo zu der langen Worte und Einleitungen; genug, sie lernten sich kennen, und das immerwährende Alleingehen M o r i z e n s trug nicht wenig zu der günstigen Meinung bei, die sie von ihm faßte. Schien es doch fast, als sei es Wille des Schicksals, daß sie sich kennen lernten. Zwar war M o r i z immer noch ein hübscher Jüngling

zu nennen, obgleich der Jugendfrische Reinheit von seinen Wangen gewichen war, aber manches Mädchen sehnte sich nach seinem Besitze; um so verzeihlicher war es für die hellsehende Marie, daß sie sich durch seine scheinbare Liebe zur Einsamkeit und sein Aeußeres hatte täuschen lassen. — sie hatte ihn ja vorher noch nie gesehen.

Marie war jung und feurig, und was sie liebte, liebte sie mit der ganzen Stärke ihres unverdorbenen Herzens. Moriz ward der Inbegriff ihrer ganzen Liebe und Sehnsucht.

Nur wenige Tage vergingen, wo sich die Liebenden nicht sahen, in Mariens Nähe war Moriz ein ganz anderer Mensch, er erkannte den Werth der Jugend, und gelobte sich tausendmal, ein ganz anderer Mensch zu werden; aber was sind die Vorsätze eines leichtsinnigen Gemüthes, Seifenblasen, schön von Außen, hohl von Innen, ohne Werth, ohne Gehalt! Er erkannte den Werth seines Mädchens und fühlte, daß sie ein Juwel unter den Mädchen sei; aber sobald er die bunten Damen der treulosen Karte erblickte, verschwand sie im Hintergrunde wie ein Traumgebild.

Alles hat seine Zeit und auch Marie entdeckte bald, daß sie ihre Neigung vielleicht einem Unwürdigen geschenkt habe, aber noch ließ sie sich nichts merken, noch schob sie die Unruhe, die Moriz mit der Länge der Zeit in ihrer Nähe nicht zu verbergen vermochte, auf irgend einen häuslichen Umstand, den die Nothwendigkeit ihr zu verschweigen gebiete und aus diesem Grunde brückte sie ihren Schmerz in den kummererfüllten Busen zurück. Jedoch Gewißheit mußte sie um jeden Preis und auch bald haben, deshalb schüttete sie ihr Liebendes

Herz offen, wie es einer guten Tochter geziemt, in den Busen der theuern Eltern aus und gestand ihnen ihre Liebe.

Vater und Mutter waren zu verständig, um gleich zu verdammen, beide liebten ihre Tochter gleich innig und wußten, welch ein Schatz dem dereinstigen Schwiegersohne aus einer solchen Frau erblühe, darum wünschten sie auch sehnlichst, daß der Gegenstand der Liebe ihrer Tochter auch ein ihr würdiger sei. Beide erfaßten die erröthende Tochter bei den Händen und liebkosten sie; der Vater wünschte von Herzen, daß ihre Wahl eine glückliche gewesen sein möge und ermahnte schließlich Marzen ernstlich, ihn, die Mutter und die lieben Schwestern baldigst mit dem nahen Anverwandten bekannt zu machen.

Marie versprach es und hielt Wort, zwar sträubte sich Moriz heftig gegen die Einführung in die achtbare Familie, unter dem Vorwande, auch seinen Eltern sich erst zu entdecken, aber Marie wußte ihm die Nothwendigkeit dieses Schrittes so anschaulich vor Augen zu führen, daß er endlich nachgab.

Freundlich, wie sich das von so biederern Leuten, die in ihm einst den Giban zu erblicken wähnten, und dem das Lebensglück des geliebten Kindes anvertraut werden sollte, erwarten ließ, war seine Aufnahme. Aber es bedurfte von Seiten des Vaters Saspis nur weniger Minuten, um in Moriz den jungen Wüßling zu erblicken, deshalb hat er auch sein gutes Kind nach dem Abschiede des Geliebten, von ihm zu lassen, weil ihm eine innere Stimme zurufe, daß er ihrer unwerth sei. Aber wer sollte es glauben, daß dieses erste Hinderniß, welches sich

ihrer Liebe entgegenstellte, sie mit einem Male zu weniger Nachgiebigkeit bestimmte, als es ihre Eltern sonst von ihr gewohnt waren. Fast schien es, als wolle oder könne auch sie im Punkte der Liebe sich nicht über die gewöhnlichen Vorurtheile hinwegsetzen, oder glaubte sie, man thue ihrem Moriz Unrecht, von dem sie doch selbst schon ein ungünstiges Urtheil im Busen gefaßt hatte, kurz sie vermochte nur zu weinen, nicht zu antworten.

Als der Vater, den der innere Kampf des theuren Mädchens erschütterte, ihr liebevoll zusprach, faßte sie sich endlich in so weit, daß es ihr möglich wurde, den Vater zu bitten, sich genauer nach Morizens Verhältnissen und Lebenswandel zu erkundigen, und ihr dann ohne Rückhalt das mitzutheilen, was er erfahren würde.

A.

Willig versprach der Vater der theuren Tochter, ihr die gethane Bitte zu gewähren. Er konnte dies auch um so leichter, als er sich ohnedies schon vorgenommen hatte, des jungen Mannes Verhältnisse genau zu erforschen. Er handelte, wie es einem streng rechtlichen Manne geziemt; sein erster Gang war zu Herrn Bartsch. Mit Ruhe und Offenheit trug er ihm das Verhältniß zwischen seinem Sohne und seiner Tochter vor und fragte endlich, was er dazu sage und ob er wohl seine Einwilligung zur Eingehung der Ehe geben werde.

Mit großer Mühsung erwiderte Herr Bartsch, daß er darüber sich nicht so leicht entscheiden könne, sondern in solch einer wichtigen Angelegenheit zuvörderst mit seiner Ehefrau Rücksprache nehmen müsse, so wie er dies

gewiß auch mit der feinigsten gethan habe. Seinen Sohn schilderte er ohne Rückhalt als einen „Leichten Patron,“ — ein schöner Ausdruck, um alle Laster damit zu bemänteln — von dem er jedoch glaube, daß er ein gutes Herz besitze, und was dergleichen mehr war.

Beide Väter trennten sich wie ein Paar Wieder-
männer, nachdem sie sich zuvor gegenseitig eingeladen hatten, und sicherten sich beiderseitig auch die Gewährung der Bitte zu. Noch kannten sie die Religionsverschiedenheit ihrer Familien nicht und hatten auch im Laufe des Gesprächs es ganz vergessen, darnach zu fragen, was um so mehr wundern muß, als diese Frage damals so an der Tagesordnung war, wie heut zu Tage die gemeine Lebensart: „ob sie was hat.“

Hatte es sich, wie oben erwähnt, Herr Jaspis schon vor der Bitte seiner Tochter vorgenommen, genau nach dem Lebenswandel Morizens zu forschen, so drängten ihn des Vaters Worte „Leichter Patron“ nur noch zu schnellerer Ausführung seines Vorsatzes. Wo es sich um das Lebensglück eines Kindes handelt, schwinden Rücksichten und Bedenlichkeiten; aus diesem Grunde hielt es Vater Jaspis nicht unter seiner Würde, auf die Gesellschaft seines muthmaßlichen Ehdams Obacht zu geben; aber leider überzeugte er sich nur zu bald aus derselben, daß er ein im höchsten Grade verdorbener, unmoralischer junger Mann sei. Hatte damals auch noch kein Gelehrter die Worte „sage mir, mit wem du umgehst, und ich will dir sagen, was zu dir ist,“ ausgesprochen; so kannten doch schon die verständigen Leute die Anwendung dieser Sentenz recht gut.

Fast allabendlich sah er den jungen Wüfling mit Genossen jeden Alters nach jenen zweideutigen Häusern eilen, in welchen die Immoralität und Verworfenheit ihren Sitz aufgeschlagen hat, um in unlauteren Genüssen Abende der Verdammniß zu verleben. Zwar hatte er sich seit der Bekanntschaft Mariens heilig gelobt, seinen verächtlichen Umgang und jene Häuser der Verworfenheit zu vermeiden; aber von ihm hieß es auch: der Geist war willig und das Fleisch war schwach. Deshalb blieb es beim Alten.

Nachdem Mariens Vater die traurigste und unzweideutigste Gewißheit über Morizens Lebensweise erlangt hatte, trug er keinen Augenblick Bedenken, seinem theuern Kinde die ungeschminkte Wahrheit zu gestehen und sie dringend zu ersuchen, von einem Manne zu lassen, der sie in Zukunft weder schonen, achten, noch lieben würde. Einer Bildsäule ähnlich sah Marie, ihrem über den Geliebten entrüsteten Vater, gegenüber; wer nicht das Bogen ihres Busens sah, den das Gefühl der beleidigten weiblichen Ehre lebhaft hob, hätte sie für eine schöne Marmorstatue halten können. In ihren Augen schwammen keine Thränen, aber wer das Feuer sah, das aus denselben sprühte, konnte sich denken, daß ein großer Entschluß ihre reine Seele beschäftigte.

Der erste Gang des besorgten Vaters war zu Herrn Wartsch. Mit der ihm eigenen Offenherzigkeit erzählte er ihm, was er gethan und welche traurige Erfahrungen er an Moriz gemacht habe. Mit vieler Rührung hörte ihn der in seinem Sohne schwer gekränkte Vater an, Thränen des Jammers rannen über seine Wangen, aber kein Vorwurf ging über seine Lippen, sondern er erfaßte

Saspi's Hand, drückte sie mit Kreuzherzigkeit und sprach endlich: „ich glaube es!“

„Seid versichert,“ entgegnete mit Theilnahme Mariens Vater, „daß ich die Wahrheit spreche. Wollte Gott, ich hätte weniger erzählen können, als ich mußte; besser würde es für Euch und mich und für unsere Kinder sein. Ihr seht, daß ich nach solcher Kenntnißnahme Eures Sohnes um keinen Preis in ein Bündniß willigen kann, von dem sich mit Gewißheit voraussagen läßt, daß es nur zum Unglück meiner Tochter, vielleicht Weider, gereichen kann.“

„Ihr habt Recht, aber auch mir dringt sich nun die Nothwendigkeit auf, daß es aus doppelten Gründen für uns Alle besser sein würde, wenn ich meinen Sohn auf Zeit aus unserer Stadt, nein aus unserem Vaterlande entferne, damit er einer Gesellschaft entzissen werde, die ihn vollends noch verschlechtern, ja ganz an den Rand des Verderbens führen würde, — vielleicht auch, daß er alsdann Eure Tochter vergiftet, die ich gern auch als die meinige an das väterliche Herz gedrückt haben würde.“

„Wollte Gott, ich könnte zum Glücke meiner Marie dasselbe von Eurem Sohne sagen. Daß wir verschiedenen Religionsmeinungen huldigen, gehört nicht hierher und würde zu meiner Bestimmung nichts beigetragen haben.“

„Auch ich würde nichts darnach gefragt haben, obgleich ich es erst, seit ich mich nach Eurer Familie erkundigte, erfahren habe, daß Ihr und Eure Familie katholisch seid. Es hätte für mein bekümmertes Vaterherz nichts Tröstlicheres geben können, als die Verbindung zwischen unsern Kindern. Lehrt nicht die tägliche Erfah-

rung, daß die Ehegatten in gemischter Ehe gerade recht glücklich leben?“

„Wohl wahr, denn setzt es nicht einen größeren Grad von Liebe voraus, als zwischen Gleichgesinnten findet nicht bei denen, die nicht ganz vorurtheilsfrei sind, gleichsam schon von der Muttermilch an, ein Vorurtheil statt, und muß dies nicht schon lange vorher besiegt worden sein, bevor an ein Eingehen der Ehe gedacht werden kann?“

„Wohl wahr, wohl wahr! Ein viel größeres Bedenken erfordert nach meiner Meinung die Ungleichheit der Sitten. Dies ist es auch, was unsere beiderseitigen Wünsche unmöglich macht. Laßt die Pfaffen Scheingründe auf Scheingründe häufen, wir wissen doch, was sie fürchten, und was wir denken und glauben sollen.

„Sie fürchten den Einfluß Eurer Lehre und die Verminderung der Mitglieder unserer Kirche durch sie; aber ich glaube ohne Grund. Laßt sie eifern und sechten, sie kämpfen gegen Luftgebilde. Kluge Hausväter machen darum doch, was sie wollen. Lebt wohl und bleibt mein Freund!“

„Auch Eure Freundschaft erhalte ich, darum bitte ich.“

Gerührt schieden die braven Männer, nachdem Morizens Vater dem hiedern Jaspis die Versicherung gegeben hatte, daß er seinem Sohne jeden Umgang mit Marien auf das Strengste untersagen, und, um ihn aus seiner schlechten Gesellschaft zu ziehen, auf Reisen schicken würde. Dadurch fühlte sich Mariens Vater auf das Vollkommenste beruhigt; leichtern Herzens eilte er seinem

Sagen Leipzigs.

Gute zu, und von Marien hielt er sich fest überzeugt, daß es ihr wenig Mühe kosten werde, sich von einem ihrer Unwürdigen auf immer zu trennen.

Seinem Versprechen gemäß ließ Herr Wartsch sogleich seinen Sohn rufen und hielt ihm in verben Worten seinen sträflichen Lebenswandel vor, schilderte in rührender Rede die traurigen Folgen, führte ihm aufs Innigste den dadurch herbeigeführten Verlust Mariens zu Gemüthe und kündigte ihm endlich auf das Nachdrücklichste seinen unabänderlichen Entschluß an, nämlich: nie wieder Marien zu behelligen und sich endlich in kurzer Zeit auf eine weite Reise gefaßt zu machen. Sollte, so schloß er seine Ermahnungen, er seinem ernstestem Befehle zuwider handeln, oder sich letzterer zu entziehen suchen, so werde er seine Hand von ihm abziehen.

Der leichtsinnige Sohn gelobte Alles mit dem Vorsatze, es nicht zu halten. Noch während sein Vater sprach, hatte er schon seinen Entschluß gefaßt. Die angeordnete Reise kam ihm erwünscht; aber die Geliebte zu lassen, dazu wollte er sich nicht verstehen. Auch Marie versprach ihrem theuern Vater unbedingten Gehorsam. Der Scham und des Jornes Röthe stieg auf ihre jugendlichen Wangen, als sie des Geliebten Thun und Treiben von dem wahrheitsliebenden Vater schildern hörte. Ihr Vorsatz sollte jedoch nur von kurzer Dauer sein, denn schon den andern Tag hatte ein feller Bote im Auftrage des jungen Wartsch ihr einen auf Wohlgerüche duftendes Papier geschriebenen Brief heimlich in die Hände zu spielen verstanden, worin sie derselbe um eine letzte Unterredung bat. „Sedenfalls“ — so schloß er denselben —

„hast Du es schon von Deinem Vater, welcher öftere Zwiesprache mit dem meinigen gehalten hat, vernommen, daß ich auf Reisen gehen soll, damit ich, Geliebte meiner Seele, Dich nicht mehr hören, nicht mehr sehen soll. Bei Deiner Liebe, die Du mir in schönern Tagen gelobtest, beschwöre ich Dich, mir noch eine einzige, eine letzte Unterredung zu gewähren; ich muß sie eine Letzte nennen, weil auch ich in Erfahrung gebracht habe, daß Du meiner, dem Wunsche Deines Vaters gemäß, auf immer entsagen willst. Ich gebe es zu, daß ich mich bisweilen Deiner unwürdig erwiesen habe, aber dafür verspreche ich Dir hiermit auch auf das Heiligste, mich von nun an Deiner werth zu zeigen.“

„Solltest Du es über Dich gewinnen können, diese Bitte einem Scheidenden — einem Sterbenden abzuschlagen? Nein! Ich sehe im Geiste Dein thränendes Auge und höre Deiner sanften Stimme vergebende Worte. Darum lebe wohl bis auf Wiedersehen, und verdamme nicht, ohne gehört zu haben,
Deinen Moriz.

Und Moriz hatte sich nicht getäuscht, noch ehe er an dem bestimmten Ort anlangte, erwartete ihn schon die liebende Marie. Zwar entzog sie sich seinen Umarmungen, aber seinen Bitten, ihm noch einen letzten Spaziergang zu gewähren, konnte sie nicht widerstehen.

Arm in Arm, wie in den ersten Tagen ihrer Bekanntschaft, gingen sie auf dem ihnen wohlbekanntem Pfade nach (Ehrenberg *) zu, bald über duftige Wie-

*) Noch bis zur Gründung des Johannisstales wurde die-

fen, bald unter von der Natur geschaffenen Laubgängen. Alles, was ein zürnendes liebendes Herz dem auf Irrpfaden wandelnden Geliebten sagen kann, sagte Marie ihrem Moriz. Stumm, wie alle Schulbeladenen, ging er neben ihr hin. Zum ersten Male hatte sich wahre Nahrung seiner bemestert. Das liebende Mädchen ließ sich von ihr täuschen, und als er sie knieend unter den sich weithin streckenden Nesten der Königseiche *) auf's Neue um ihre Liebe bat, ihr bei Allem, was ihm heilig sei, Besserung und unverbrüchliche Treue gelobend, konnte sie nicht länger widerstehen und duldete, daß der stürmische Moriz zum ersten Male ihre nie entweihten Lippen berührte. Nach den feierlichen Betheuerungen, ihre Liebe als Geheimniß zu bewahren, schieden Beide unter Thränen und Seufzern, um sich nach Jahren nur auf wenige Monden wieder zu sehen.

5.

Der Tag der Abreise war gekommen; unter den Segenswünschen des Vaters und der tiefbekümmerten Mutter zog Moriz auf stattlichem Rosse, mit gefüllter Börse und vielen Empfehlungsbriefen zum Thore hinaus. Das Ziel seiner Reise war Welichland, dort lebten viele

ser herrliche, jezt so wenig betretene Weg, am Johannistage fast von Leipzigs sämtlichen Einwohnern besucht, um auf Ehrenbergs großer Wiese, der Bürgeraue, alljährlich ihr Volksfest zu feiern.

*) Die große Eiche, Friedrich August dem Gerechten zu Ehren auch Königseiche genannt. Ihr Umfang beträgt — wenn ich nicht ganz irre — in der Höhe eines ausgewachsenen Mannes 21 Ellen.

Freunde des Vaters, mit welchen der thätige Kaufherr in dem lebhaftesten Verkehr stand. In den Kreisen dieser Familien, deren manche mehr als eine blühende Tochter zählte, würde der Sohn Geschmack an einer edlern Lebensart finden, sich der gemachten Bekanntschaft entschlagen und nicht leicht Gelegenheit haben, mit so verwerflichen Menschen in Berührung zu kommen, als es hier der Fall gewesen war, — dessen schmeichelten sich die Eltern.

Überall verschafften ihm die Empfehlungsbriefe sowohl, als des Vaters geachteter Name Eingang und eine herzliche Aufnahme. Und wirklich war der Vater im Anfange berechtigt, sich der süßen Hoffnung hin zu geben, seine innigsten Wünsche erfüllt zu sehen. Moriz besorgte alle ihm aufgetragenen Geschäfte mit der größten Genauigkeit und Pünktlichkeit, und ließ in Allem eine ungewöhnliche Thätigkeit durchblicken; jeder Brief, der in die Heimath gelangte, war seines Lobes voll, der Eltern Herzen jauchzten vor Entzücken. Aber das Entzücken sollte nur von kurzer Dauer sein. Auf schwachem Grunde stehen des Gefallenen Grundsätze und nicht leicht kann derselbe den Lockungen widerstehen, die ihm winken und gleichsam mit magischer Gewalt auf ihn einwirken. Verhältnisse und Zeitumstände machen oft ein starkes Gemüth wanken, ein schwaches unterliegt ihnen stets.

Es war kurz vor dem dreißigjährigen Kriege, die dumpfe, unhellverkündende Stille löste sich allmählig in offnes Handeln auf, und, obgleich noch alle Mächte Europa's zum Scheine in Unterhandlungen traten, zogen sie doch von allen Seiten Truppenmassen an sich, theils um die Andersdenkenden zu schrecken, theils sich selbst sicher zu

stellen. Auch die blühenden Städte Italiens wurden plötzlich Sammelpätze für alle Waffengattungen. Der bedächtige Kaufmann ward durch das Klirren der Degen aus seiner behaglichen Ruhe gerissen, die Kaffeehäuser füllten sich mit Ankömmlingen aus allen Nationen, das Spiel, welches bis jetzt nur heimlich betrieben worden war, wurde nun öffentlich gehalten. Es führte abermals Morizens Unglück herbei.

Wie in allen südlichen Ländern, war es doch ganz vorzüglich in Italien Sitte, daß Damen nicht bloß in männlicher Begleitung, sondern auch ohne dieselbe öffentliche Orte, namentlich Kaffeehäuser, besuchten, um theils in traulichem Gespräche die Zeit hin zu bringen, theils an den Vergnügungen und Spielen der Männer Theil zu nehmen. Viele Frauen aus den vornehmsten Ständen hatten sich schon zu jener Zeit, als das Spiel noch heimlich gehalten wurde, in solchen Häusern Eingang zu verschaffen gewußt; als man begonnen hatte, dasselbe öffentlich als Gewerbe zu betreiben, mehrte sich die Anzahl der Damen, welche Vergnügen und Reiz am Spiele fanden, ungemein schnell; die Folge davon war, daß der Hüß der jungen Männerwelt an jenen Orten weilte, wo die schönsten Frauen und Mädchen in ihren Reizen strahlten.

Dies war der Fall mit dem Hause des Signor Battucci in Venedig; hierhin strömte Alles, was auf Reichthum, Schönheit und Jugend Ansprüche machte. Zwar hatte die Stadt seit der Entdeckung Amerika's bedeutend gelitten, und durch den achtjährigen Krieg (mit Spanien, Frankreich, Deutschland) in Folge der Ligue von Cambray ungeheure Summen eingebüßt, aber nichtsdesto-

weniger, hatte es zu der Zeit, von der wir sprechen, sich wieder auf eine solche Höhe geschwungen und solche Reichthümer erworben, daß sie damals unbefritten noch die reichste Stadt Italiens genannt werden konnte.

Wollte der Freund den Freund suchen, so hatte er nur nöthig, zu Signor Batucci zu gehen, hier traf er ihn gewiß, und in schöner Gesellschaft auf die wichtigste Art und in kürzester Zeit entweder große Summen zu gewinnen oder zu verlieren. Täglich traf fast dieselbe Gesellschaft in Batucci's Hotel zusammen und bald waren fast alle Mitglieder eines und desselben Tisches so vertraut mit einander, wie die innigsten Freunde. Auch Moriz, der nun zu einem statelichen jungen Manne herangereift war, hatte sich in dieses Haus gewöhnt, nicht weil ihn der Rang des Hauses dazu bestimmt hätte, sondern weil er bei seinem ersten Eintreten in den Spielsaal, einem Augenpaar begegnet war, aus welchem Liebe und Verlangen zugleich sprachen. Sein ganzes Ich bebte bei dem Anblicke dieses Mädchens, welches ein Meisterstück der Natur genannt werden konnte; mit ihr in nähere Berührung zu kommen, hatte er vom ersten Augenblicke an, unwiderruflich beschlossen. Alle guten Vorsätze waren vor dem Moment an, in welchem er wiederum die Karte zur Hand nahm, auf immer gewichen, vergessen die engelgute Marie, die seiner daheim mit inniger Nührung, mit steter Sehnsucht gedachte. Wie namenlos glücklich fühlte sich das brave Mädchen, wenn ein vertrauter Bote ihr heimlich ein Briefchen von dem Liebsten in der Ferne zustellte, worin er mit feurigen Worten ihr immer aufs Neue seine Liebe und Treue betheuerte. Armes Mädchen, diese Worte waren Bestel-

lung, und der, welcher sie geschrieben hatte, ein größerer Heuchler als je.

Bianca Trevisani war der Name jenes Mädchens, die alltäglich am Arme ihres Bruders in den Saal trat, um, gleich Andern ihres Geschlechts, sich im Spiele zu vergnügen. Niemandem war es eingefallen, nach ihrem Geburtsorte zu fragen und sie selbst nahmen niemals Gelegenheit, aus freien Stücken davon zu sprechen. Trevisani war von Allen gern gesehen und Bianca die Zierde der Gesellschaft. Ihr Benehmen war fein und abgerundet, ihre Aufführung schien untadelhaft. Scherz und Witz zeichneten den Bruder, allbesiegende Anmuth Bianca aus. Weder Gewinn noch Verlust vermochten ihren Humor zu ändern.

Es hielt Moriz nicht schwer, in die Nähe dieser Geschwister zu gelangen. Um desto sicherer zu gehen und sich Bianca geneigt zu machen, überhäufte er den Bruder mit Aufmerksamkeiten aller Art. Der schlaue Italiener durchschaute ihn bald und beschloß, davon den größtmöglichen Vortheil zu ziehen, denn Trevisani war der ausgefeimteste Spieler, die angeblühte Schwester die Lockspelse für seine Zwecke.

Je länger der Aufenthalt der anwesenden Militairs und folglich auch Trevisani's währte, desto mehr leuchtete es den unbefangenen Beobachtern mit der Zeit ein, daß Trevisani ein falscher Spieler sei, und seine lebenswürdige Begleiterin ihm nur dazu diene, die Aufmerksamkeit der am Spiele Bethelligten zu schwächen und abzulenken. Der größte Theil derjenigen, die ihm früher wohlwollten und alle die, welche ein günstiges Urtheil über ihn gefällt hatten, zogen sich von ihm zurück; nur

Moriz blieb blind, irregeleitet und geblendet durch die Schönheit Bianca's; die Furie seiner Leidenschaft für das feurige, süßliche Mädchen kannte keine Rücksichten mehr, auf die unzweideutigste Art legte er endlich seine Sehnsucht nach ihr an den Tag, und während er Eltern, Geschäfte, Freunde, sich selbst vergaß, gedachte er Mariens; doch nur in so fern, in wie fern er ihr von Zeit zu Zeit in den gehauchtesten Ausdrücken schrieb, wie wir bereits gesehen. Ihm lag vor allen Dingen daran, sich bei ihr den Schein zu retten, denn daß sein Lebenswandel selbst bis nach Leipzig dringen, vielleicht ihr sogar zu Ohren gelangen würde, dachte er sich wohl.

Bianca schien vor wie nach das unschuldige Mädchen, in ihrem Benehmen hatte sich seit der Bekanntschaft mit Moriz nichts geändert, sie blieb bescheiden und sanft, und wer sie so nach ihrem Aeußern beurtheilte, mußte sie für einen Engel halten, und doch war sie längst ein gefallener, ein Engel, der für schönes Gold um die Liebe der Männer buhlte, das ihr in großen Summen zufließ, das sich bei ihrem Glücke im Spiele verdoppelte und der Bruder durch Kunstkniffe zu verdreifachen verstand. Jetzt werden meine geehrten Leser einsehen, wie es einem Abenteuerer-Paare möglich war, ein ebenso verschwenderisches, als prächtiges Haus zu führen, womit sie Anfangs selbst Venedigs Gdte zu täuschen verstanden.

Von allen Männern zeichnete Bianca keinen vorzugsweise aus, nur schien es bisweilen, als komme sie unserm jungen Kaufherrn mit größerer Offenheit entgegen, als den andern Herren ihrer Bekanntschaft, aber auch dieser Schein der Offenheit war Trug, veranlaßt durch

den Bruder, um den reichen Kaufmannssohn — denn das hatte Trevisani schon nach wenigen Tagen gemerkt, daß Moriz, oder vielmehr seine Eltern, sehr reich sein müßten — für immer in ihr Netz zu locken und sich ihm unentbehrlich zu machen.

Mit immer größerem Vertrauen schloß sich Trevisani an unsern Helden der Geschichte an. Was ein Freund dem Freunde an Gefälligkeiten erzeigen kann, erwies er ihm; Moriz, der nicht zurückstehen wollte, erwiederte dieselben, und so entstand eine Sunligkeit zwischen ihnen, die Trevisani nichts zu wünschen übrig ließ, und Morizen ganz beselligte, weil er dadurch immer in engere und häufigere Berührung mit Bianca, dem unverrückten Ziele seiner Wünsche gelangte. Bald wußte es ganz Venedig, daß der reiche Fremdling von glühender Leidenschaft für Bianca besetzt sei; aber je fester sich Moriz an die Geschwister Trevisani angeschlossen, desto mehr bestrebten sich die ehemaligen Freunde seines geehrten Vaters, die ihm mit so großem Wohlwollen entgegengekommen waren, auf unbemerkte und anständige Weise ihn zu entfernen, und bald stand Moriz nur noch allein in der prächtigen Dogenstadt, — Trevisani und seinem bösen Geschick anheim gegeben.

G.

Je mehr das Glück das italienische Geschwisterpaar begünstigte, desto mehr floh es den von unlauterer Begierde erglühten Moriz. Summen auf Summen gingen verloren, theils durch, theils ohne seine Schuld. Seine Augen ruhten, nicht auf seinen Kartenblättern, sondern

auf Blanca's Angesicht, sein Ohr verfolgte nicht den Lauf des Spieles, sondern lauschte den Tönen ihrer Stimme, die sirenenartig ihn einlullten, seine Aufmerksamkeit vom Spiele lenkten, und so die Verluste herbei führten, die er nicht mehr aus eignen Mitteln zu decken vermochte.

Anfänglich wußte Moriz sich noch so ziemlich zu helfen, denn unter mancherlei Vorwänden gelang es ihm, von dem Vater sowohl, als von der Mutter Gelder zu beziehen, als aber dem braven Vater von seinen Geschäftsfreunden, zwar schonend, dennoch aber mit Erzählung aller Nebenumstände, die Augen geöffnet wurden, beschloß er, so schwer es ihm auch wurde, dem ungerathenen Sohne jegliche Hilfe zu entziehen. Und was Herr Bartsch einmal beschlossen hatte, hielt er.

Hierdurch wurde Moriz in die traurige Nothwendigkeit versetzt, sich an Trevisani zu wenden, den Einzigen, mit welchem er noch in inniger Verbindung stand. Es ward ihm freilich schwer, die Hilfe dessen in Anspruch zu nehmen, den er gern glauben gemacht hätte, daß seine Hilfsmittel unerschöpflich wären. Aber die Noth ist eine strenge Gebieterin und ihm, dem Uberschuldeten, blieb kein anderer Weg offen.

Mit der größten Bereitwilligkeit kam Trevisani seinen Wünschen entgegen, und als er die erste Schuldschreibung des Leichtsinrigen in seine Brieftasche legte, lachte sein Herz innerlich vor teuflischer Freude. Diesen Augenblick hatte er sich längst herbei gewünscht. Von nun an schwanden alle Rücksichten zwischen ihnen, und bald standen sie sich unverkappt und ihrer würdig gegenüber. Das erste Geschäft Morizens, nachdem er wie-

der zu Gelde gelangt, war, an Marien zu schreiben und dem Briefe ein prächtiges Geschenk beizufügen, um sie, dies bildete sich der Glende ein, zu versöhnen, im Fall ihr getreue Kunde von seinem Leben, vielleicht gar durch seine Eltern, zu Ohren gelangt sein sollte. Allerdings war Marie entzückt über das Geschenk, nicht aber aus dem Grunde, den der niedriggestimmte Moriz annahm, sondern weil sie dasselbe als den ersten Beweis seiner wahren Achtung für sie aufnahm, denn noch niemals hatte er ihr eine Aufmerksamkeit der Art erwiesen. Was dagegen seine Besorgniß anbelangte, nämlich: seine Familie könne der achtbaren Familie Jaspis selbst von seinem Lebenswandel Nachricht ertheilen, so war dieselbe ganz ungegründet, denn kurze Zeit nach den traurigen Berichten über ihn hatte der Gram dem theuern Leben des Vaters ein schnelles Ende gemacht, ehe er noch, wie er beschloffen hatte, seinen Sohn enterben konnte.

Bevor aber diese Todesnachricht den Sohn ereilte, war dieser bereits Trevisani ganz anheimgegeben, denn die Forderungen desselben waren ungeheuer. Schon fand er nicht mehr die frühere Willfährigkeit bei ihm, und es bedurfte mehrerer Worte, um zu neuen Summen zu gelangen; endlich erklärte Trevisani gerade zu, ihm stets so viel zu leihen, als er nur wolle, — jedoch nur unter einer Bedingung, nämlich: wenn er — katholisch würde. Alle Furien zogen bei diesem Vorschlage in des Leichtsinrigen Busen ein. So groß sein Leichtsinns war, so eine heilige Scheu hatte er doch vor der Religion seiner Eltern, vor dem Glauben, in dem er erzogen war; sein aufgeweckter Geist, so eine falsche Richtung er auch genommen hatte, bebte bei diesem Vorschlage zurück, denn

so wenig er sich auch sonst überhaupt um die Religion bekümmert hatte, so sagte ihm doch sein Gewissen, daß er abermals einen Rückschritt in seinem makelhaften Leben thue.

Ein fürchterlicher Kampf wüthete in seinem Innern, der Athem stockte in seiner Brust, die sich zusammenzog, als ob ein glühendes Eisen sie durchstäche. Aber die Zeit drängte, und Trevisani's Stimme ertönte aufs Neue in einem Tone, der keine Frist vergönnt, gleichviel ob er entschlossen sei, oder nicht. Seine Ehre, — seine vermeintliche Spielerehre — stand auf dem Spiele. Hier winkten die lockenden Goldhaufen auf grünem Tische, dort Bianca's Augen mit dem bezaubernden Lächeln, dem Niemand widerstand — hier stand Trevisani's Freundschaft und seine Hilfe auf dem Spiele.

„Ich will!“ presste sich aus der bedängstigten Brust. Große Schweißtropfen und kalt rannen von der erhitzten Stirn und ehe noch der Tag mit der Nacht wechselte, hatte der leichtsinnigste Mensch seinen Glauben um schändes Gold gewechselt.

Als Trevisani den neuen Schuldschein den frühern beigelegte, jubelte laut sein schlechtes Herz und der Teufel feierte in seiner Gestalt einen neuen Triumph, während Moriz wähnte, Bianca's Herzen einen Schritt näher gerückt zu sein. Aber er hatte sich schrecklich geirrt, denn als die Verfallzeit der Papiere nahte, forderte Trevisani mit Ungeflüm Befriedigung und, als Moriz erklärte, dieselbe vor der Hand nicht gewähren zu können, erklärte er ihn seiner Freundschaft unwürdig, schickte die Schuldverschreibungen an seine Eltern (auch er wußte noch nichts von dem Absterben de

Herrn Bartsch) und nur erst, nachdem die theure Mutter die fraglichen Gelder einsendete, erfuhren beide gleichzeitig den Tod ihres Gatten. Trevisani hatte seinen Zweck erreicht, den Leichtsinrigen ausgezogen und zum Abtrünnigen an seinem Glauben gemacht.

Zum ersten Male bemerzte sich des Gefallenen eine tiefe Wehmuth, als er den Tod seines Vaters vernahm und wiederum Beweise einer nie ermüdenden Mutterliebe erfuhr. Wie Schuppen fiel es von seinen Augen, er verfluchte die Stunde, wo er seinen Glauben vergessen, durchschaute mit einem Male Trevisani's Niederträchtigkeit und seiner Schwester unwürdiges Benehmen, und gelobte sich heilig, von nun an nur der theuern Mutter und der besorgten Braut, deren Liebe er sich stets so unwürdig bewiesen hatte, zu leben und zu sterben. Noch kannte Niemand im Vaterlande seinen Glaubenswechsel; denn seit des Vaters Tode hatte alle Verbindung mit Welschland aufgehört; mit jenen Familien, denen er empfohlen worden war, kam er nicht mehr zusammen, und sie mußten natürlich annehmen, daß diesem ein Ereigniß nicht mehr unbekannt sein könne, was ihn und seine Familie unmittelbar berühre; darum nahm er sich vor, darüber ein unverbrüchliches Stillschweigen zu beobachten und den Teufel — denn für einen solchen hielt er Trevisani — wieder zu betrügen, so wie er ihn betrogen habe. —

7.

Während sich das eben Mitgetheilte in Italien zutrug, begaben sich in Deutschland nicht weniger merkwürdige Ereignisse. Der politische Himmel begann sich ganz

anders zu gestalten, die Truppenmassen, die bereits hier und da zusammengezogen waren, concentrirten sich allmählig, die Werbungen wurden mit größerem Eifer als gewöhnlich betrieben, und in wenigen Monaten hatte jeder Staat ein solches Heer aufzubringen gewußt, daß man am Ende kaum begriff, wo alle waffenfähige Mannschaften herkamen. Aber je lebendiger und unruhiger es sich in der Außenwelt gestaltete, desto stiller wurde es in der Familie J a s p i s, und als jener verheerende Krieg losbrach, der Deutschlands gesegnete Gauen dreißig Jahre verwüstete, schloß M a r i e n s Vater sanft in dem Kreise der Familie sein thätiges Leben.

Kurz darauf schwang die Kriegsfurie ihre sengende Fackel allenthalben. Mit Entsetzen erfüllten die schrecklichen Erzählungen von Gräueltthaten, die sich bald hier, bald da zugetragen haben sollten, die Gemüther und namentlich die der leicht erregbaren Frauen. Auch M a r i e n s Mutter gehörte zu denen, die sich Alles fürchterlicher ausmalten, als es oft der Fall war; dazu kam noch, daß sie schon längst der neuen Lehre heimlich ergeben war und nicht versäumt hatte, mit den blühenden Töchtern über die Religionsfälle derselben zu sprechen, um auch sie ihnen geneigter zu machen. Dem ruhigen, aber aufmerksamen J a s p i s war während seiner Lebenszeit die religiöse Richtung seiner Ehefrau keineswegs entgangen und, als sie ihm aufrichtig bekannte, daß sie die Lutherlehre für besser als die Satzungen des Papstes erkenne, drückte er ihr die Hand und antwortete nichts als: „nur nicht so lange ich lebe.“ Jetzt deckte den theuern Mann die kühle Erde und keine Rücksichten hielten sie mehr ab, ihrer Ueberzeugung Gnüge zu leisten. Nach wenigen Wo-

Gen zählte L i n d e n a u ' s Gemeinde sieben lutherische Glaubensgenossen mehr. Es war ein herzerhebender Anblick, die würdige Matrone am Altare, umgeben von sechs blühenden Mädchen, stehen zu sehen, unter denen Marie hervorleuchtete wie das Tagesgestirn. Sie hatte längst der Mutter Ueberzeugung getheilt, aber der Gedanke, nun auch derselben Kirche anzugehören, zu welcher sich ihr M o r i z bekenne, füllte ihren Busen mit größerem Entzücken.

Aber während sich in Deutschland Alles anders gestaltete, blieb es auch in Italien nicht, wie es gewesen war, namentlich bekam Venedig ein ganz anderes Aussehen. Die Verweichlichung und Sittenverderbniß, welche seit der Erwerbung Cyperns ihren Sitz in der meergebietenden Stadt aufgeschlagen hatte, wick vor der Hand dem Waffengeräusch. Die Erwerbung dieser Insel hatte zwar die Macht der Venetianer vergrößert; aber auch ihre Lebensart ganz umgekehrt. Das freundliche Klima, welches den strengen Tugenden so gefährlich ist, die Genüsse der Weichlichkeit und Herrschsucht, die Leichtigkeit, Reichthümer zu erwerben, hatten die edlen Venetianer dorthin gelockt und in wollüstige Satrapen verwandelt, die nachher in ihr Vaterland Unthätigkeit und die wütheste Zügellosigkeit zurückbrachten. Ihre Lebensweise verführte schnell die ganze Bevölkerung. Die Regierung kümmerte sich nicht um die Fortschritte der Ausartung, weil manche Herrscher — so sagt man — von dem Grundsatz ausgehen, daß der Verfall der Sitten, indem er die edeln Leidenschaften bricht, ein Unterpfand für die Sicherheit des Staats und ein Beförderungsmittel der Oligarchie wird. Diese Lebensart wurde also jetzt

unterbrochen, das Spiel nicht mehr öffentlich betrieben. Niemand wollte sehen lassen, daß er noch im Besitze von Geld sei. Trevisani wurde auf seinen Posten berufen und reiste eilig aus jener Stadt ab, in der er nach seiner Ankunft so viel Aufsehen erregt hätte, nachdem er zuvor seiner Schwester, die ihm doch zu seinen Reichthümern verholfen, nur eine geringe Summe zur Verfügung gestellt hatte. Moriz verließ ebenfalls Venedig, Schmachbeladen, gequält von seinem Gewissen. überzeugt, nur der Spielball jenes elenden Geschwisterpaares gewesen zu sein, gemieden, ja verachtet von den Familien, die ihn mit offenen Armen aufgenommen hatten, reiste er nun nach dem Vaterlande zurück, abermals fest entschlossen, an der Mutter und der Geliebten gut zu machen, was er an den Eltern, der Religion, sich und Marien verschuldet habe.

In sich versunken legte er Station auf Station zurück, immer beengter wurde es ihm in der Brust, und je deutlicher es sich ihm herausstellte, daß man ihn nirgends um seiner Persönlichkeit, sondern lediglich um seines Geldes willen geduldet habe, daß alle Artigkeiten sowohl, als die niedrigsten Schmeicheleien nur seinem Beutel gegolten hatten, desto mehr wollte er nun bemüht sein, seine bessern Eigenschaften geltend zu machen. Die Liebe seiner Mitbürger zu erringen, Marien nach Kräften glücklich zu machen, der Mutter letzte Lebensstage zu versüßen, dieser Gedanke beschäftigte ausschließlich seine Seele.

Stumm, aber rührend war das Wiedersehen zwischen Mutter und Sohn, ihre thranenden Augen sagten ihm mehr, als Worte auszudrücken vermögen. Die traurigen Sagen Leipzigs.

Erfahrungen hatten ihn klüger gemacht; er empfand lebhaft, was er an Allen verschuldet habe, — auch auf ihn übten die Mutterthränen ihre unwiderstehlichen Rechte aus.

Nach seiner Ankunft im elterlichen Hause übernahm er sogleich das väterliche Geschäft, dem ein treuer Diener bis dahin auf das Gewissenhafteste vorgestanden hatte. Mit musterhafter Treue und seltener Pünktlichkeit hatte er die von Herrn Bartsch angeknüpften Verbindungen zu Ende geführt, neue eingeleitet, Aufträge im Interesse des Geschäfts aufgenommen und gegeben, kurz in Allem eine Umsicht an den Tag gelegt, die jedes Lob verdient. Als Moriz — nun ein selbstständiger Kaufherr — des Vaters Handlung übernahm, versprach sich Niemand viel Gutes von ihm, und Jedermann glaubte, sein erstes Werk werde darin bestehen, den im Geschäft ergrauten Diener zu entfernen. Dem war aber nicht so; im Gegentheil, er bewilligte demselben eine bedeutende Gehaltszulage, und dieses Verfahren — nur eine Handlung der Billigkeit und Gerechtigkeit — verfehlte auch in der That nicht, eine günstigere Meinung, als er erwarten durfte, von ihm hervorzubringen. —

Er selbst verlebte den ganzen Tag in unausgesetzter Thätigkeit in seinem Geschäfte; aber diese Thätigkeit war nicht eine solche, welche aus der Liebe zur Arbeit hervorgeht, sondern gehörte nur zu jener Gattung des Beschäftigtseins, welches aus Verzweiflung entspringt und dazu dienen soll, die Qualen eines bösen Gewissens zu unterdrücken. Jetzt wäre er so gern heiter gewesen, aber sein Inneres erlaubte es ihm nicht; gern hätte er seinem gedängstigten Herzen Luft gemacht, und es in den theilnehmenden Busen eines Freundes ausgeschüttet, aber er

wagte es nicht, damit man ihn nicht von Neuem wie einen Pestkranken fliehen möchte. Gern hätte er sein Leid dem mitempfindenden Busen der Mutter, oder der Liebenden Marie anvertraut, aber die Erstere wollte er nicht abermals betrüben, und bei letzterer wählte er sich Vorwürfen auszusetzen, weil er wohl wußte, daß sie ihn durchschauen und einsehen würde, daß er nicht aus heiliger Ueberzeugung, sondern aus irgend einem niedrigen Beweggrunde seinen Glauben gewechselt habe, ganz vorzüglich aber auch aus dem Grunde, sich nicht der Gefahr Preis zu geben, Mariens Liebe gegen ihn zu schwächen; denn er hatte beschlossen, sie in kurzer Zeit zum Altare zu führen, um zu versuchen, ob vielleicht in glücklicher Ehe des Gewissens Stimme zum Schweigen gebracht werden könnte.

Nachdem er im Geschäfte seine Anordnungen getroffen, die innere Einrichtung seiner Häuslichkeit seinem Geschmacke gemäß angeordnet, und endlich auch erfahren hatte, daß bis jetzt Mariens Familie ebensowenig wie die eigene Mutter seinen Religionswechsel wußte, beschloß er ohne Weiteres, die Braut in der Wohnung, im Kreise der Ihrigen zu überraschen. Der Tod ihres Vaters war ihm kein Geheimniß mehr, von der Mutter war nichts zu befürchten, warum sollte er, also noch Bedenken tragen, zu ihr zu eilen, sie in seine Arme zu schließen und ihr zu sagen, daß fortan sie nichts mehr trennen sollte, als der Tod. Liebenswürdige Marie, nach der so Viele im Stillen seufzten, bald wird dich ein entsetzliches Geschick an den deiner Liebe unwürdigen Mann gefesselt haben, aber du bist nicht die Einzige, die einer solchen Täuschung unterlagen, die den Mann ihrer Wahl für besser hielten

als seinen Ruf, und Tausenden wird noch ein gleiches Schicksal in der Zukunft harren.

Noch währte sie den Geliebten nicht so nahe, als er ihr und zwar schon längere Zeit war; einsam saß sie oft im engen Stübchen und schaute nach jener Himmelsgegend, aus welcher er, wie sie glaubte, erst kommen müsse. Unendliche Seufzer stahlen sich aus der liebeglühenden Brust, Seufzer, die aus der Tiefe des Herzens kommen, und zu dem Herzen dringen. Der Seufzer ist die Sprache der Empfindung, der Verräther jener Geheimnisse, die wir noch im Busen verschließen möchten, und uns wider Willen durch ihn entrisßen werden; an seinem Tone erkennen wir die Sehnsucht, den Schmerz, das Entzücken oder das heißbegehrende Verlangen, er ist ein unzertrennlicher Gefährte der Liebe und ein urplögliches Kind derselben. Das ungekünstelte Mädchen im dunkeln Odenwalde fühlt seine Macht so gut, wie die Erbin reicher Throne.

Noch saß sie eines Tages in tiefem Nachdenken versunken in ihrem Stübchen, da öffnete sich plötzlich die Thüre desselben und zu ihren Füßen lag Moriz, sprachlos, aber mit tausend Küssen die zarte Hand bedeckend.

S.

Gleich einer Ohnmächtigen erlangte sie die Sprache erst nach geraumer Zeit. Kaum traute sie ihren eigenen Augen; wohl hundertmal befühlte sie sein Haar, seine von Leidenschaften erhitzten Wangen, und sah ihm in die verlangenden Augen, um sich zu überzeugen, daß er es auch wirklich sei, und nicht sein Geist. — Thränen,

der Augen weißes Blut, perkten unter ihren Wimpern hervor und bethauten den Nacken Desjenigen, um welchen sie ihre Arme geschlungen hatte, — alles Frühere war vergessen, — vergeben! Er war zu ihr zurückgekehrt, dies genügte, ihn von allen Jugendfehlern — als solche erschienen ihr nun alle seine bisherigen Handlungen. — freizusprechen; daß er sie nicht vergessen hatte in fremdem Lande, war ihr der sprechendste Beweis seiner Besserung, die echtthaltige Probe der versprochenen Treue.

„Denken wir nun nie wieder an Trennung,“ fuhr er endlich fort, nachdem er auch seiner Sprache mächtig geworden war, „nie an ein Scheiden, es wäre denn das ewige Scheiden — von der Erde . . .“

„Ach, auch dieses würde ja nur von kurzer Dauer sein, oben im Himmel würden wir bald wieder vereinigt werden, um dann auf ewig uns anzugehören.““

„Himmel! Ewig! . . .“

„Ja, auf ewig, mein innigstgeliebter M. o. r. i z! Wißte ich, mein wir alle, meine Mutter und meine Schwestern gehören jetzt deinem Glauben an*). Längst war meine Mutter Gurem Lutherglauben zugethan, auch mich überzeugte sie von der größern Wahrheit desselben, und diese Ueberzeugung, verbunden mit dem Gedanken an Dich, hätten sie mir noch eine andere Wahl übrig lassen können? Doch mein Gott! Was fehlt Dir? Du änderst Deine Farbe? Könntest Du Deinem Mädchen zürnen, daß sie ihren Glauben verlassen, um einen reineren zu dem ihrigen zu machen? . . .““

*) Man bedenkt, daß hier ein Mädchen zu Anfange des siebzehnten Jahrhunderts lebend eingeführt wird.

„Nein, nein, meine Marie, darum eben würde ich Dich noch inniger lieben, wenn es überhaupt möglich wäre, daß meine Liebe noch zunehmen könnte. Engelgleiches Mädchen, komm an meine Brust, bald wirst Du mein Weib sein, dann will ich, was ich an Dir verschuldet, von Deinen Lippen küssen. Leb' wohl! . . .“

„O weile noch, mein theurer Freund, eile nicht so schnell von Deiner Marie, die nur eine Sehnsucht kannte, die — nach Dir.““

„Jetzt ruft mich eine gleich heilige Pflicht, die Kindespflicht, nicht möchte ich die Mutter auf mich warten lassen, nachdem ich so glücklich war, Dich gesehen, gesprochen und an mein Herz gedrückt zu haben. Darum leb' wohl, nun sehe ich Dich täglich wieder!“

Und nachdem endlich — aber erst noch nach langem Sprechen und Erwidern, wie dies bei allen Liebenden der Fall ist, — der Abschied erfolgt war, stürzte Moriz, einem Irren ähnlich, seinem Hause zu.

„Nun ist sie mein, und das in wenig Wochen;“ — sprach er dumpf hinbrütend zu sich selbst — „der Himmel selbst will es so haben! Daß sie gleich mit den angeborenen Glauben aufgegeben, ist mir ein Fingerzeig. Was Ueberzeugung! Fort mit dir, du schwaches Wort! Wer seinen Glauben wechselt, der thut Sünde, sie hat dieselbe Sünde nun begangen, wir sind quitt! Dank Dir! — Du Teufel Trevisani, ich bin mit meinem Schicksal ausgeöhnt! Die Buhlerin hast Du mir zwar entzogen, die Unschuld aber raubt mir keine Macht! Damals betrogst Du mich, um mich ganz zu verderben und jetzt betrüg' ich sie, mich zu beglücken! Und Niemand wisse je, daß ich katholisch bin!“

Und mit fieberhafter Hast, als erwarte ihn in nächster Minute der Tod, traf er seine Anstalten zur Hochzeit.

Wer hätte je ahnen können, daß die von vielen Jungfrauen beneidete Braut und der sich glücklich dünkende Bräutigam in kurzer Zeit eine Beute des Todes sein würden!

Alle Verabredungen zwischen beiden Familien waren getroffen, auftauchende Bedenklichkeiten beseitigt, der Tag der Trauung festgesetzt. Zwar war noch manche Stunde zwischen ihr und jetzt; aber schon begann das rege Treiben, welches einer so wichtigen Familienbegebenheit vorangeht. Alle Diener und Dienerrinnen wurden in Thätigkeit gesetzt und zu rastloser Eile angehalten. Kisten und Kisten wurden ab- und zugetragen, das Beste ausgewählt und nach Lindenau geschickt, um noch einmal dem Geschmack und der Wahl der Braut anheimgestellt zu werden. Alles, was Leipzig Kostbares und Schönes aufzuweisen hatte, wurde für sie aufgekauft; denn seinem Reichthume entsprechend, sollte die Braut am Altare erscheinen, — so hatte es der reiche Kaufherr beschlossen.

Zur der Wittwe Jaspis Familie ging es nicht weniger lebendig zu. Freundinnen strömten von allen Seiten herbei, um Marien ihre Glückwünsche darzubringen, eigentlich wohl aber nur, um ihre Neugierde zu befriedigen. Nicht minder wußten die theilnehmenden Schwestern bald hier, bald da etwas in Erinnerung zu bringen, anzurathen und zu ordnen, oder suchten wohl auch den Geschmack Mariens auf diesen oder jenen Gegenstand zu lenken, der ihren Begriffen von Schönheit vorzüglich entsprach.

Unter solchen Beschäftigungen nahte der so sehnlichst herbeigewünschte Tag heran. Chaisen und Karossen sammelten sich vor Herrn Bartschens Hause, Gäste strömten von allen Seiten herbei, um den Tag zu verherrlichen, und als sich der Zug den Thuren des freundlichen Dörfchens nahte, empfing ihn der Glocken festliches Geläute. Wie eine Lilie, in bescheidener Anmuth und gleich ihr in die Unschuldssarbe gehüllt, empfing Marie den stattlich gekleideten Bräutigam.

Nach wenigen, aber innigen Worten, gegenseitigen Begrüßungen und wechselweisen Glückwünschen setzte sich der Zug in Bewegung. Voran schritt, der damaligen Sitte gemäß, gravitätisch der Hochzeitbitter mit einem riesenhaften Blumenstrauße an der Linken Brustseite, ihm folgte die Musikkapelle, die in jener Zeit bei festlichen Gelegenheiten niemals fehlen durfte. Nun kamen die Brautleute in nie gesehener Pracht, hoch frisiert und gepudert, alsdann die Brautjungfern und Brautführer, hierauf die Verwandten und Gäste, und endlich des Dorfes Gesammtbewohner. Mit salbungreichen Worten empfing sie der Pfarrer an den Stufen des Altars, ermahnte sie liebevoll zur Eintracht und segnete sie. Nach einer Viertelstunde verließ das junge Ehepaar mit seinem Gefolge in gleicher Ordnung, in welcher man hineingezogen war, die Kirche, um an den gastlich besetzten Tafeln der Mutter Saspis sich gütlich zu thun.

Mit holberglühten Wangen saß die junge Frau an der Seite ihres von mannigfachen Gefühlen bestürmten Ehegatten; eine innere, unerklärliche Angst und Beklemmung ließ dessen lustige Laune nicht recht aufkommen. Nur die junge Gattin strahlte in ihrer ungeschminkten

Seelenfreude und Jugendfrische, während die übrige Gesellschaft sich in Hochzeitsherzen ergoß und dem Weine zusprach. Bis weit über die Mittagszeit hinaus hatte sich das Frühstück erstreckt, da mahnte die nahe Thurmuhr zum nothwendigen Aufbruch.

Vor allen drängte Herr Bartsch zur Eile; er begann sich unwohl zu fühlen in der überlauten Gesellschaft und wünschte allein zu sein mit seiner Gattin und wenigen Freunden. Aus diesem Grunde hatte er heimlichweise eine Gondel bestellt, um zu Wasser auf dem Rücken der sanft zwischen anmuthigen Ufern dahinfließenden Elster nach Hause zu fahren. Niemand wußte darum. Alle Gäste und Freunde zogen daher unbekümmert ihre Straße und eilten nach Leipzig, um sich an den ausgesuchten Gerichten in dem Hause des reichen Herrn Bartsch abermals ein Genüge zu thun. Unterdessen durchzog der Kahn in kreisenden Furchen den ruhigen Fluß. Heiter war das Firmament, ruhig die Luft und lächelnd wie ein holdes Mädchenangeficht der schöne Tag; Alles ging, wie es auf einer so kleinen Wasserfahrt zu gehen pflegt. Im traulichen Gespräche schwammen sie ihrem Ziele zu und schon befanden sie sich zwischen der heiligen Brücke und dem ersten Wehre, da schien es, als wenn ein heller Schein über dem Brückchen *) aufsteige,

*) Heutigen Tages Preußerbrückchen genannt. Spottweise hörte ich es von einigen alten Fleischermeistern auch Preisbrückchen nennen, weil, vielleicht vor mehr als hundert Jahren, die Obermeister ihrer Innung — denn diese Wiesen sind die sogenannten Fleischerwiesen — es für 700 Thaler (???) herzustellen sich verstanden hatten. Natürlich aus der Innungscasse, und im Grunde genommen, kann man diese Brücke nur einen Streg nennen.

welches nach der Preußerwiese — die von dem Hauptstrome der Elster, dem Abfalle dieses und des feineren Wehres gebildet wird — führt, aus der eine Gestalt mit blutigem Haupte emporsteige, höhnlich nach dem Rahne blickend, zu deren Füßen sich verzweifelnd eine weibliche Gestalt wand. Allen auf dem Rahne ward die Erscheinung sichtbar, Niemand vermochte das Angesicht von ihr zu wenden, selbst der Fischer dachte nicht an seine Pflicht und seinen Rahn. Mit einer zauberhaften, diabolischen, unheimlichen Gewalt*) wirkte sie gleichzeitig auf Alle ein, und erst als das Fahrzeug sich in der Strömung des Wehres befand, erblickten sie die Gefahr, — aber zu spät. In diesem Momente zeigte sich die Gestalt Morizens starr auf sie gehefteten Augen deutlicher und der Name Trevisani entschlüpfte seinem Munde, gleichzeitig aber stürzte auch prasselnd der Rahn mit Allen, die darin saßen, zu dem hohen Wehre hinunter, und der Fluß begrub sie in seinem kühlen Schooße. Die die Freude zu küssen hofften, umarmten den Tod, und die Gäste im hochzeitlichen Hause hielten eine Todtenfeier statt eines Hochzeitschmauses. Seit jener Zeit heißt jenes Wehr das

B r a u t - oder H o c h z e i t w e h r .

Wer aber den Tag wissen will, an welchem dieses unglückliche Ereigniß statt fand, muß zu erforschen suchen, wenn die Wasserrosen, die einsam und ungesehen ihren lieblichen Duft aushauchen — treue Ebenbilder der fleckenlosen Marie — an dem Ufer der Spitze jener kleinen,

*) Darin eben liegt die Sage mit ihren Reizen.

nur erst erwähnten Insel blühen. Nur einen Tag strahlen sie im Glanze der höchsten Blüthe, und ob auch fremde Hände sie mit der Wurzel auszogen, um den Tag jenes Ereignisses der Vergessenheit zu übergeben; dennoch blühen sie an demselben Tage alljährlich wieder und bezeichnen den Ort, an welchem man die unglückliche Marie mit ihrem Bräutigam herauszog. Noch erinnert die Gedenktafel, links an der Johanniskirche, wo man das Brautpaar bestattete, an diese Begebenheit, und wer Verlangen trägt, es zu sehen, wird daselbst die steinerne Marie mit dem Brautkränzchen auf dem Haupte, an der Hand ihres bräutlichen Gatten, der, angethan mit weiten Pluderhosen, ihr zur Seite steht, erblicken, und sich ihrer unglücklichen Liebe erinnern.

Nitter Georg.

Lange noch zuvor Leipzig; das jetzt blühende, eine Stadt war, lange noch bevor in seinen Häusern Befenner der christlichen Religion wohnten, ja selbst die Buchstabenschrift in ganz Deutschland noch Niemand ahnete und Leipzig selbst noch nicht dem Herrscherstamme angehörte, dem eigen zu sein es jetzt so glücklich ist, — zu dieser Zeit lebte ein alter Sorbenherzog, welcher sich, wie alle seines Gleichen, die Herrschaft über den Gau des jetzigen Königreichs Sachsen angemacht hatte, zu welchem damals das jetzige Leipzig gehörte. Raub, wie das Zeitalter, in dem er lebte, waren seine Sitten und hart das Herz in seiner Brust. Ihn rührte nicht des Volkes Klagen, nicht der im Kriege Verwundeten Angstgestöhn. Stolz schaute er von den Zinnen seiner Burg über die blühenden Wiesen und über die saftigen Wälder, welche jenseits der schmalen Flüsse, die die Grundmauern seiner Feste umspülten*), anmuthig ausgebreitet lagen, ob sich irgend ein Edelhirsch oder ein wüthender Eber erblicken lasse. Umsonst spähte sein Auge in des Waldes schat-

*) Da, wo die Pleiße und Parthe zusammenfließen; noch bis auf den heutigen Tag heißt das Areal zwischen jenen Flüssen „die alte Burg.“ Unter diesem Namen sind auch noch die Häuser zu verstehen, welche wir schlechtweg mit der Benennung der „blauen Mühle“ bezeichnen.

tlge Räume, vergeblich lauschte er den Tritten seines Wildwächters, den er sehnlich mit der Nachricht einzutreten erwartete: „daß edles Wild im Walde anzutreffen sei.“ Unmuthig warf er sich auf seine Bärenfalle und war eben im Begriff, seinen Unmuth im Methe zu erstickn, da naheten Fußtritte Bewaffneter seinem Blimmer und ehe er noch seine Waffen ergreifen konnte, stand eine ansehnliche Schaar von seinen Dienstmannen vor ihm, noch erhitzt vom jüngsten Kampfe, deren Aeltester also begann:

„Jetzt ist es keine Zeit zum Rasten, steh 'auf, Herzog, und führe uns zum Streite! Laß Feinde im Lande, laß Eber im Moore wüthen, sie sollen uns nimmer entgehen; aber wer dem Feinde entgeht, der heut' uns angefallen, der soll der Tapferste der Sorben = Wenden sein.“

Freude glänzte bei diesen Worten über des rauhen Kriegers Antlitz, kaum konnte ihm *Thusnelda*, das einzige Kind, welches ihm die verstorbene Gattin hinterlassen, schnell genug den Speer darreichen, so sehnte er sich nach Blut und Mord. Aber als er gewappnet war, beehrte er zunächst nach dem Namen des Feindes.

„Der heißt *Drache*“ versetzte ihm der frühere Sprecher. „Ein Ungeheuer ist's, das weder der Feinde Waffen, noch ihre Zahl schreckt.“ Lachend sprengte der Sorben Herzog voran, kaum konnten ihm die Seinen folgen. Aber nur wenige Minuten waren sie in Sturmeseile dem Feinde entgegengezogen, da nahte sich ihnen das schuppige Unthier, Hohn sprechend ihrem Muth, ihren Waffen. Mit welcher Kraft auch die nervigte Faust den tödtenden Wurffpieß entsandte, ohnmächtig prallte er an seinem Panzer ab. Wohl dauerte der Kampf lange und

war heiß, aber der Drache blieb Sieger und mancher tapfere Gegner ward ihm zum Fraße.

Hadernd eilte der Herzog in seine Burg*); nicht einmal seine Töchter, die er über alles liebte, vermochte seinen Unmuth zu verschweigen. Aber Niemand hatte auch mehr Ursache zum Unmuth als der Sorbenherzog; denn schon nach wenigen Tagen forderten ihn seine Untergebenen zum neuen Kampfe gegen das Unthier auf. Vergeblich, wie das erste Mal, war ihr Streiten gegen dasselbe, wohl aber bedeckten neue Dpfer den Kampfplatz. Da rieth der erzürnte Herzog zur List die Zuflucht zu nehmen und sprach: „Niemand von uns hat den Drachen früher gesehen, also ist er aus fernem Lande zu uns gekommen. Eben so plötzlich, wie er gekommen, wird er uns auch verlassen, darum lasset uns jetzt den Kampf einstellen, aber einige Schafe wollen wir ihm täglich geben, damit er die Menschen verschone mit seiner Gefräßigkeit.

So geschah es. Bald waren die Schafe aus allen Ställen verzehrt, aber der Drache verließ Leipzigs Gawe immer noch nicht. An die Stelle der Schafe traten jetzt Roffe und Rinder. Aber auch sie langten nicht zu, die Unerfättlichkeit des Ungeheuers zu stillen. Und immer wieder erneuten sich die Klagen, und immer unruhiger, aber auch wüthender ward der Herzog. „So

*) Noch in unsern Tagen ist man in dieser Gegend auf starke Grundmauern gestoßen, und es ist nicht ohne Grund anzunehmen, daß dieselben von jenen Schlössern herrühren könnten, in welche die Bischöfe von Merseburg — welche von 1021 an vom Kaiser Heinrich II. mit Leipzig belehnt wurden, ihre Bögte einsetzten bis 1134. — Leipzig gehörte den Bischöffen von Merseburg ungefähr 113 Jahre.

mdgen Menschen der Minder Stelle einnehmen und so wahr ich Herzog bin, es gebe jede Familie sein Opfer; damit aber auch ein Jeglicher sehe, daß es mir Ernst ist mit meinem Gebot, so loose mein Haus zuerst."

Und wie der Herzog gesprochen, so geschah es auch; — das erste Loos traf seine einzig geliebte Tochter. Vernichtet brach er zusammen; aber seinem Zeitalter und seinen Mannen war Mitleid fremd. Kaum hatte er sich von dem ersten wüthenden Schmerz erholt, so sprang er auf, und in der rechten Hand das gezückte Schwert, in der linken die Lilienweiße Tochter führend, stürmte er dem Thore der Burg zu, fest entschlossen, mit ihr zu sterben, oder als Sieger lebend wiederum mit ihr heimzukehren.

Noch hatte er des Schlosses letzte Schwelle mit ihr nicht überschritten, da sprengte ein stattlicher Ritter heran und begehrte Einlaß und gastliche Aufnahme. „Siehet ein und was meine Burg euch bieten kann, soll Euer. Kehre ich aber nicht zurück, wenn die Sonne sinkt, sei sie euch zu eigen für alle Zeiten mit dem, was zu ihr gehört!"

Solche Rede fiel dem Ritter auf, und als er das entblößte Schwert in der Rechten des Herzogs, die liebliche Tochter geführt von seiner Linken sah, vermuthete er Arges und fragte freundlich nach dem Vorhaben des Herzogs. In aller Kürze theilte ihm dieser das Nöthige mit. Nachdem der Ritter die sonderbare Mähr vernommen, färbten sich seine Wangen mit höherem Roth und er bat so feurig, den gefährlichen Strauß statt seiner ausfechten zu dürfen, und so innig unterstützte Thunne lde sein Gesuch, daß der Vater in das Begehren

des Fremdlinges willigte, doch fest entschlossen, sein Wort noch dann zu lösen, wenn das Unternehmen des edlen Gastes fehlschläge.

Voll Begeisterung sprangte der Ritter durch Heide und Moor. Lange suchte er vergeblich; aber plötzlich brach das gepanzerte Unthier wuthschraubend aus einem nahen Sumpfe gerade auf den kühnen Ritter los. Hoch bäumte sich vor Entsetzen dessen edles Roß, aber des Reiters sehnige Schenkel und nervige Faust zwangen es zum willigen Gehorsam — und der heißeste Kampf begann. Funken sprühten nach jedem Schlage von der geschuppten Haut und vergeblich suchte der Lanze spitzes Eisen nach einer weichen Stelle.

Stundenlang hatte bereits der Kampf gewährt, schweißtriefend keuchte des Ritters Streitroß, schon fühlte er selbst seine eigenen Kräfte ermatten; da bäumte sich das scheußliche Unthier zu einem letzten verzweifelten Anfall um mit Einem Schlage Roß und Mann zu vernichten. Doch der Ritter kannte keine Furcht, festen Auges folgte er den Bewegungen des grimmigen Feindes und mit Gedankenschnelle und kräftiger Faust stieß er die tödtliche Lanze in des Gegners weichen Bauch*). Schmerzgeheul erfüllte die Luft und in der Flucht suchte der Lindwurm sein Heil. Aber im gestreckten Laufe ereilte ihn der tapfere Kämpfer da wo die Ritterstraße jetzt prangt; doch das edle Roß verlor von einem Hinterhufe das Eisen, daß es mit unbändiger Kraft in eine uralte Rinde fuhr, die da blühte, wo jetzt die Nikolaikirche

*) Soll da gewesen sein, wo er heutzutage noch kämpfend mit dem Lindwurme an einem Hause auf dem Thomaskirchhofe abgemalt zu finden ist.

steht. Als man nun jene Linde fällte, um die Kapelle des heiligen Nicolaus zu bauen, mauerte man dieses Eisen zum Andenken an den tapfern Ritter Georg in eine seiner Wände, und als diese dem jetzigen prächtigen Gotteshause weichen mußte, fand fragliches Eisen seinen Platz da, wo es jetzt noch anzutreffen ist. — Jedoch der blutige Streit war noch nicht entschieden; aufs Neue setzte sich der gefährliche Feind zur Wehr; aber neue Verwundungen entrißen ihm neue Ströme Blutes, und abermals ward es zur Flucht genöthigt; sie war aber nur kurz; denn da, wo über dem Portale des Georgenhauses abermals der mit dem Lindwurm kämpfende Georg zu sehen ist, erlag es seinem Schicksale. Das Land war gerettet, aber von wo der tapfere Georg seinen abenteuerlichen Zug hingegenommen, blieb Jedem ein Räthsel*).

*) Wir können bei Erzählungen dieser Begebenheit nicht unhin, auf eine ähnliche Thatsache aus neuerer Zeit aufmerksam zu machen. Als nämlich in der blutigen Völkerschlacht ein Kosak einen fliehenden Franzosen verfolgte, verlor des Ersteren Pferd ebenfalls das Eisen von einem Hinterhufe. Es flog dasselbe an die Mauer eines Hauses im Brühl neben der goldnen Glocke und zwar bis über das dritte Stockwerk, mit solcher Gewalt, daß es die ganze Berappung losschlug. Es ist daselbst eingemauert, wo es hingeflogen ist. Ein dritter Fall fand in dem Gasthause zur Kanne statt. Auch hier findet man ein Hufeisen in der Wand befestigt.

Ritter Georg, auch später Sanct Georg genannt, soll ein Prinz aus Kappadocien gewesen sein, und nach der allgemeinen Legende einen Lindwurm bei der Stadt Silea in Lybien, und so eine Prinzessin vom Tode errettet und geheirathet haben. Der Süden und Norden erzählt von seinen Thaten und unwillkürlich erinnert er uns an die fabelhaften Züge des Herkules. Verschiedene Jahrhunderte erzählen von seinen Zügen und jeder Legendenschreiber paßte ihn seinem Stoffe an und verwies ihn in ein Zeitalter, welches ihm das geeignetste schien; daher kommt es vornehmlich, daß so viele Orte und so viele Zeiten gleichzeitig von ihm sprechen.

Sagen Leipzigs.

9

Lieschens Wünsche.

Längst hatten die Mönchszüge, welche alljährlich an bestimmten Tagen von Gutrizsch, — welches Dorf eine der ältesten Kirchen Sachsens besitzt — nach Schönefeld gehalten wurden, aufgehört; längst waren die Reden verflungen, welche begeisterte Mönche in der Nähe des letzteren Dorfes unter Gottes blauem Himmelstome von jenen koniglichen Regeln herabhielten, die man jetzt noch sehen kann. Lange schon war der Fanatismus zu Grabe getragen, mit welchem Protestanten und Katholiken sich anfeindeten; — dafür aber desto stärker der Ingrimme erwacht, mit welchem sich gegenseitig Lutheraner und Calvinisten befehdeten *). Alles, was ein erzürnter Feind seinem Gegner nur Nachtheiliges nachsagen kann, geschah von beiden Theilen ohne Rücksicht oder Schonung, allen aber suchte es Adolph Weinhaus, sonst ein guter Bürger und redlicher Kaufmann, zuvor zu thun. Er war ein Mann von gutem Verstand und manchen Kenntnissen, die er meistens seinen vielen und

*) Noch vor hundert Jahren versagte man den Reformirten zu Leipzig ein feierliches Begräbniß. Selbst noch im Jahre 1766 verweigerte der Censor Bel die Druckerlaubnis eines für die reformirte Gemeinde verbesserten Gesangbuches welches Zollikofer vereint mit Weiße ausarbeitete. Als man später die Erlaubniß ertheilte, geschah es nur unter der Bedingung, daß man die Vorrede weglasse. Der Friedhof bei St. Johannis von Dr. Gretschel. Seite 50.

weiten Geschäftsbreien verdankte; aber in Betreff seiner Ansichten über Religion und namentlich der calvinistischen Lehrmeinungen unerbittlich streng, ja in seinem Eifer für dieselben blind und ungerecht.

Seine Lieblingsgespräche waren daher auch über Religion. In solchen suchte er natürlich die calvinistischen Lehrsätze als die vorzüglichsten geltend zu machen. Es war daher auch nichts natürlicher und leichter, als daß es bei solchen Disputationen oft zu heftigen Auftritten kam, die in der Regel ohne Folgen abliefen, da seine Gesellschaften meistens aus Gleichgesinnten bestanden, obwohl es sich bisweilen nicht vermeiden ließ, daß auch Lutheraner durch mannichfache Veranlassungen hinzugezogen wurden.

Eine solche gemischte Gesellschaft bestand sich auch am 18. Mai 1593 im Hause des Adolph Weinhaus, welcher schon einige Tage früher und namentlich während der Ostermesse, mehrfachen Besuch, größtentheils aus den Niederlanden, erhalten hatte. Fast alle waren Geschäftsfreunde, und die, welche nicht solche, aber dennoch als Gäste in seinem Hause waren, hatten auf Veranlassung ihrer Landsleute Zutritt und Aufnahme gefunden. Die meisten waren Studenten. Wie gewöhnlich kam auch diesen Abend das Gespräch auf religiöse Themata; über die Vorzüge der calvinischen vor der lutherischen Lehre, und endlich auch auf die Verdienste des von Leipzig verwiesenen Dr. Gundermann. Hatten sich auch die Studenten aus üblichen Rücksichten gegen ihre Freunde, welche sie im fraglichen Hause eingeführt, und vorzüglich gegen ihren Wirth rücksichtlich der ersteren Behauptung thunlichst mäßig benommen, so konnten sie

doch nicht mit Gleichmuth das Lob eines Mannes anhören, der eben sowohl wegen seiner damals gefährlichen Lehrsätze, als auch wegen seines unruhigen Charakters fortgewiesen worden war.

Wie sehr sich auch Einzelne bemühten, dem schon ziemlich hitzigen Gespräche eine andere Wendung zu geben, so scheiterten doch ihre Bestrebungen an dem aufgeregten Temperamente ihres gemeinschaftlichen Wirthes, welcher in seiner Festigkeit so weit ging, daß es die eingeladenen Studenten nicht einmal der Mühe werth hielten, ihren Ausbruch unter irgend einem Vorwande zu bewerkstelligen, sondern sich ohne alles Weitere und in aller Kürze empfahlen.

Die Nacht besänftigt in der Regel die Gemüther, aber auf die Gemüther der Studenten hatte sie keinen solchen wohlthätigen Einfluß ausgeübt, denn anstatt die Sache ganz auf sich beruhen und die Gespräche des vorigen Abends unerwähnt zu lassen, setzten sie dieselben am andern Morgen mit mehreren ihrer Comilitonen fort. Das Resultat war eine noch größere Erbitterung gegen Weinhauß und der allgemeine Entschluß, Rache an ihm und seinen Anhängern zu nehmen.

Während die Studenten darüber nachdachten, wie ihm wohl am besten beizukommen sein möchte, sann Weinhauß dagegen darüber nach, wie dem hervorgegerufenen Sturme am schicklichsten zu begegnen sei; denn seine Freunde hatten ihn schon davon benachrichtigt, daß irgend etwas gegen ihn, gegen seine Glaubensgenossen, ja gegen sie selbst im Werke sei. Johann Müller, ein Rechts Candidat, weniger Interesse an den Religionsansichten seiner Zeitgenossen nehmend, hatte nämlich

von dem Vorhaben seiner Collegen aus guter Absicht einem Freunde Weinhaus einen Wink gegeben.

Wie sich aber auch Lektierer bemühte, die Sache in Vergessenheit zu bringen, er konnte kein geeignetes Mittel ausfindig machen, die erhitzten Gemüther zu besänftigen. Er bereute aufrichtig seine Hitze; — denn wir haben gesehen, daß Weinhaus nicht schlechten Herzens war, — aber seine Reue kam zu spät, denn das Schicksal schreitet schnell und hatte bereits seinen unabänderlichen Lauf begonnen.

Unruhigen Blickes schaute er aus den Finstern seiner Wohnung, mit Betrübniß sah er dem unheimlichen Hin- und Herdrängen einer ungewöhnlich großen Volksmenge auf dem schönen, geräumigen Marktplatz zu. Deutlich erkannte er in einzelnen Gruppen heftig deklamirende Studenten, eifrig bemüht, Theilnehmer zu gewinnen und ihre Angelegenheit zu einer auch der Bürgerschaft mit angehörigen zu machen. Ihre Bestrebungen schienen nicht vergeblich, immer größer wurden die Haufen, immer lauter die Stimmen, immer bedenklicher das Drängen nach seinem Hause.

Unterdessen hatte sich Hans Belz, ein Handelsmann von Adorf, welcher den schon erwähnten Rechtsbibanden Johann Müller aus Schönfeld, den er den Abend zuvor mit als Gast zu Adolph Weinhaus genommen hatte, zu Lektierer begeben. Dem jungen Müller war er gewogen und hatte ihn lieb gewonnen, weil er ein aufrichtiges und heiteres Gemüth in ihm entdeckte. Hans Belz hatte sein Quartier während der Messen bei den Wirthsleuten Müllers. Daher datirte sich ihre Bekanntschaft; überdies war auch

noch ein zartes Verhältniß zwischen dem Rechtsbibanden und seiner Tochter, „Elisa,“ die jener meistens mit zur Messe brachte, eingetreten; dem Vater war es jedoch noch unbekannt.

Kurz nach ihnen traf auch Abraham Gempel aus Savoyen bei Weinhaus ein. Als sich dieser so unverhofft verstärkt sah, ward er wieder ruhiger; auch schmeichelte er sich noch, es dürfte bei einer bloßen Demonstration bleiben; aber nach wenigen Minuten war er bereits eines Bessern belehrt. Jetzt — dies sahen sie alle ein, — blieb ihnen weiter nichts übrig, als Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Plötzlich wurde das Gemurmel zum lauten Loben, Steine flogen in ihr Zimmer — und als auch die Hausthüre der Gewalt der Anstürmenden nicht mehr widerstehen konnte, war Hans Belz der Erste, der auf die Tumultuanten sein Feuerrohr abbrannte. Dies geschah den 19 Mai, Abends gegen 8 Uhr, nachdem der Markt bereits frei von Buden war; Bürger, Studenten, Bürgersöhne und dienloses Gesindel waren durch Aufrufe zur Theilnahme eingeladen worden *). Wie sie denselben Genüge geleistet, haben wir gesehen.

Abermals hatte die Nacht dem Streite ein Ende gemacht. Die Natur schlief ihren erquickenden Schlaf, aber von den Lagern der rachedürstenden Tumultuanten war er gewichen. Verbrechen und Leidenschaften haben nichts mit der Ruhe zu thun, nach welcher sich des guten Mensch Herz sehnt und als beglückende Freundin begrüßt.

*) Siehe Geschichte der Stadt Leipzig von Krüger.

Raum verkündete der erste rothe Streif im Osten des Tages Grauen, so begann es sich schon wieder in allen Straßen zu regen. Der 20 Mai, — er war ein Sonntag, — die Glocken der Stadt hatten noch nicht das erste Mal zum Gebet gerufen, da drang schon eine wüthende Kotte, eine Gerüst hinter sich herschleppend, den (neuen) Neumarkt *) herunter, bog in die Grimmaische Gasse herein und faßte auf dem Naschmarkte festen Fuß. Das Gerüst, welches sie hinter sich herschleppten, war — ein Galgen. An diesen wollten sie Adolph Weinhaus hängen. Immer größer wurde der Auflauf, immer mehr erhitzen einzelne Redner die Gemüther, aber Alle überschrie Ambrosius Wartsch, ein Kürschnergefelle, ein unruhiger Kopf und Mänkemacher; er hatte sich schon lange in Leipzig berüchtigt gemacht. Die, welche gesegliche Ordnung liebten, mißten ihn; aber das leicht aufzuregende Gesindel aller Stände schloß sich ihm an, es fand Gefallen an seinen Witzgen und an seiner Keckheit. Diese Kotte war es, welche den Neumarkt heruntergestürmt kam, Wartsch schlechtweg auch „Fürst“ genannt, führte sie an.

Unter solchen Umständen blieb den Behörden nichts weiter übrig, als kräftig einzuschreiten. Der Wille war zwar da, aber die Macht zu schwach; denn die Bürger, auf die sie in damaliger Zeit ganz vorzüglich als der bewaffneten Hauptmacht, mit angewiesen waren, hatten mehr oder weniger selbst Partei ergriffen, weil jeder Streit, der in jener Zeit nur im Entferntesten mit

*) Jetzt ganz richtig bloß Neumarkt. Die Umtausche dieser Straße geschah auch erst vor wenigen Jahren bei der großen Umtausche mehrerer Straßen und Plätze.

Religionsansichten zu thun hatte, fast immer ein allgemeiner ward. Aus diesem Grunde läßt sich auch nur die Theilnahmlosigkeit der Bürgerschaft an der Unterdrückung des Tumultes erklären. Da, als sich Alles in Anarchie aufzulösen drohte, eilte Hans Bonickau, der Stadt Kommandant, mit seinen Defensionern herbei, den Tumult zu stillen. Es gelang ihm auch endlich nach großer Anstrengung, — aber nur auf wenige Augenblicke; denn kaum hat er den Rücken gewendet und die Auführer nur noch eine schwache Mannschaft auf dem Plage sehend, lassen alsbald wieder ihrer Neigung zur Unordnung freien Lauf, fallen über sie her, vertreiben sie und Ambrosius Bartsch, den Augenblick wahrnehmend, ruft mit einer alles übertönenden Stimme: „Preis, Alles preis, — nehmt, wer nehmen kann; der Fürst hat's befohlen, man soll mit allen Calvinisten so Haus halten!“ Die, welche ihn nicht kannten, glaubten, ein fürstlicher Befehl genehmige ein solches Verfahren, und sie wurden unglücklicher Weise in dieser irrigen Meinung bestärkt, weil gerade damals Herzog Philipp zu Grubenhagen, nicht weit von Weinhausen Wohnung — also jedenfalls in irgend einem Gasthose der Gainsstraße — und zwar bei Adrian Freund, in der Herberge lag. Jetzt waren alle gesetzlichen Bande gelöst, der Unschuldige mußte mit dem Schuldigen leiden, und mancher ruhige Calvinist sah sich am Abende jenes schrecklichen Tages, ohne Veranlassung oder Verschuldung, seines Vermögens beraubt.

Gleich einem verheerenden Feuerströme, Alles vernichtend, stürzt sich die jedem Gesetze hohnsprechende Rote

von Straße zu Straße, hier in den Häusern die Fenster einschmelzend, dort die Läden erbrechend und raubend. Unter dem Vorwande, die sich versteckt haltenden Veranlasser des Tumultes, nämlich Weinhaus, Belz und Grempel, aufzusuchen, mußten sich die friedliebendsten Familien gefallen lassen, daß man ihre Wohnungen auf das Genaueste durchsuchte, ihre Angehörigen verspottete und Unfug mit ihrem Besitzthum trieb, wie man ihn noch nie in Leipzig erlebt hatte. —

Endlich gelang es einem Haufen Defenstorer, sich Belz's zu bemächtigen. Mit teuflischer Freude und Mißhandlungen aller Art übergab man ihn der Obrigkeit. Nur mit eigener Gefahr für ihr Leben hatten einige besonnene Männer diese Ueberlieferung bewirken können, denn das entfesselte Volk wollte anfangs selbst Gericht über ihn halten und ihn sofort aufhängen, weil er es gewesen sei, der zuerst auf das unschuldige Volk geschossen habe.

Glücklicher war Abraham Grempel. Ihm gelang es, ungeachtet man ihn bei seinem Wirthe Andreas Knobloch antraf, seinen Verfolgern durch List zu entgehen; denn als man ihn fragte: „wo wohl Andreas Grempel anzutreffen sei,“ antwortete er ihnen ganz kaltblütig: „„man würde ihn unfehlbar in der letzten Kammer finden.““ Während alle nach der bezeichneten Kammer eilten, wußte er sich aus dem Hause und dem Mannstädter — jetzt Frankfurter — Thore zu schleichen. Seine zurückgelassenen Güter wurden dagegen mit Beschlag belegt.

Vergeblich bemühte man sich dagegen, Adolph Weinhaus aufzufinden, vergeblich forberte ihn der da-

malige Bürgermeister B a c k o f e n auf, sich vor Gericht zu stellen. Nirgends war eine Spur zu erspähen, von welcher man auf seinen Aufenthaltsort hätte schließen können. Um so fruchtloser ihr Suchen war, um so sehnlicher wurde das Verlangen, seiner habhaft zu werden. Endlich gerieth man auf die Idee, daß er wohl beim Bürgermeister selbst verborgen liegen könne. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich dieses Gerücht und B a c k o f e n — den man des Calvinismus verdächtig hielt, — mußte sich gefallen lassen, daß man seine Wohnung durchsuchte.

Nach diesem Acte der empörendsten Willkühr schien gleichsam die gesetzliche Ordnung wiederum eintreten zu wollen; als man aber nach der Essenszeit und nach der scheinbar begonnenen Ruhe unflugerweise die Thore wiederum öffnete, und so dem unterdessen ebenfalls schon aufgewiegelten Lanbvolke die Stadt zugänglich machte, brach der Auflauf mit erneuter Wuth los. Was die ersten Ruhestörer übrig gelassen hatten, fiel nun in die Hände dieser raubgierigen Horden. Das Gewölbe von J o h a n n D e f o y wurde geplündert, Buden, in denen seidene und andere Waaren aufgespeichert waren, ausgeleert, Keller, in welchen man die feinsten spanischen und Canarien-Weine wußte, erbrochen, von den Weinen getrunken und das Uebrige weggegossen. Alle Häuser, in welche man stürmte, untersuchte man vom Keller bis zum Boden, und als man auf einem solchen eine große, mit Wasser angefüllte kupferne Wanne fand, die man aus Vorsorge gegen Feuergefähr dahin gestellt hatte, warf man sie — herunter, befestigte Stricke daran und schlug mit Knütteln darauf. Diesem plöglich geschaffenen Instrumente, welchem man den Namen der „c a l“

vinischen Trommel“ gab, folgten nun die Meuterer unter Jauchzen und Singen, von Zeit zu Zeit Halt machend und neue Häuser stürmend. Als endlich die Bürger mit Schrecken sahen, daß jetzt nur die Raubsucht die Schritte der Bande leitete und sie selbst für ihr Eigenthum zu fürchten begannen, schritten sie mit bewaffneter Hand ein und erzwangen nicht ohne Blutvergießen die eben so nöthige Ruhe als Ordnung.

Gleich jenem fanatischen Wiedertäufer-Könige in Münster hauste damals Dietrich Weber in Leipzig, auch wie jener, ein Schneider. Mit einer Beredsamkeit, die ihm bis dahin noch Niemand zugetraut hatte, sprach er zu der übrigen Bürgerschaft und bewies ihr aus scheinbar triftigen Gründen, daß nur die gänzliche Vertreibung der Calvinisten aus der Stadt, die Ruhe für immer herzustellen vermöge. Mit großer Aufmerksamkeit hörten ihm die auf dem Marktplatze um ihn herumstehenden Bürger zu, wählten ihn einstimmig zu ihrem Abgeordneten und zwangen ihn alsdann, sogleich diese nothwendige Maßregel den versammelten Rathsherrn vorzutragen.

Wie angelegentlich auch die meisten dieser Herren sich bemühten, die aufgeregten Gemüther milder zu stimmen, das Unstatthafte, ja Grausame dieses Verlangens darzutun. Weber drang im Namen seiner Mitbürger auf Erfüllung dieses ungesetzlichen Begehrens, und die ihm Beigeordneten bestanden wie er ebenfalls mit Hartnäckigkeit darauf.

„Sie,“ die Calvinisten „wären es“ — führten sie unter Anderem an — „welche in verschiedenen Jahren verursacht hätten, daß ihre guten Prädicanten bei Sonnenscheine die Stadt hätten räumen müssen; sie würden

auch, behielten sie die Oberhand, zu noch größerem Unheile Anlaß geben. Auch diesen Tumult hätten sie absichtlich herbeigezogen. Wosfern nun solche unruhige und verdächtige Calvinisten gleichergestalt bei Sonnenscheine räumen und vom Rathe aus der Stadt zu ziehen angehalten würden, wollten sie ihres Theils, was zur nothwendigen Defension von Nöthen sein würde, höchster Möglichkeit nach willig und gern effectuiren und solchen Tumult stillen helfen.“

Umsonst beehrte der Rath erst um sechs, dann um drei Tage Aufschub. Nichts änderte den unbeugsamen Sinn der Bürgerabgeordneten.

So sah sich denn die Obrigkeit gezwungen, einem Verlangen nachzugeben und ein Gebot zu erlassen, welches noch heutigen Tages einen Flecken auf die hellglänzenden Annalen unserer Stadt wirft. Wie blutgierige Hunde das Wild, so verfolgten die Protestanten ihre nächsten Glaubensverwandten und Mitbürger mit bewaffneter Faust und ohne Erbarmen. Umsonst setzten sich von jetzt an die Tumultuanten, wie man die Calvinisten nannte, gegen die Bürger zur Wehr. Mit Gewehr und Steinen trieb man sie — wie die Chronik sagt — den Neumarkt hinauf, den alten Neumarkt herunter bis auf den Nikolaikirchhof und an das Schuhmachergäßchen, wo die letzte Scene des Aufruhrs damit endigte, daß sie noch die Fenster in dem Hause eines Buchhalters einwarfen.

Der Gewalt weichend, verließen nun die Calvinisten erbitterten Herzens eine Stadt, zu deren Wohlfahrt sie nicht wenig beigetragen hatten. Am Arme Johann Müller, des Rechts кандидaten, wankte von schmerzlichen Gefühlen gepeinigt und um den theuern Vater in großen

Sorgen, die arme Elisa Belz zum Thore hinaus, nach Schönefeld zu. Dorthin wollte nämlich Müller seine theure Elisa bringen. Bei den Eltern wähnte er sie am Besten aufgehoben. Hier sollte sie unerkannt so lange bleiben, bis sich das Schicksal ihres Vaters, der unterdessen im Thurme am Grimmaischen Thore schmachtete, herausgestellt haben würde. Täglich versprach er ihr Nachricht von Dem zu bringen, was er hören würde. Klopfbenden Herzens und thränennden Auges, aber mit kaum hörbarer Stimme dankte ihm die in ihrem Glücke unglückliche Elisa. Während sie mit ihrem Begleiter nach dem nahen, freundlichen Dorfe zu wanderte, zogen ihre vertriebenen Glaubensgenossen zu Moriz von Starrschädel nach *) Gleeberg. Herzlich, wie Elisa von den Eltern Müllers, nahm jener die Unglücklichen in seinem gastlichen Hause auf. Dasselbst traf auch Tags darauf Adolph Weinhaus ein, nachdem er sich bis dahin in verschiedenen Häusern der Stadt, bald in einem Brauhause, bald auf Heubdden zu verbergen gewußt hatte.

Mit der größten Zartheit und Sorgfalt behandelten Müllers Eltern die schmerzgebeugte „Elisa.“ Unaufhaltsam rollten ihre Thränen über die vom Kummer gebleichten Wangen und ununterbrochen seufzte sie nach dem gefangenen Vater; den sie sich mit Ketten belastet und jeder Entbehrung und jedem Mangel Preis gegeben vorstellte. So unter bitteren Klagen verrann ein Tag nach dem andern; auf schlaflose Nächte folgten Tage der Trauer. Kein Wunder, wenn mit dem jugendlichen Ansehen auch die Kräfte Elisa's schwanden.

*) (Wahrscheinlich Marktleberg.)

Getreu seinem gegebenen Worte berichtete Johann Müller ihr Alles; was er hörte, leider, waren die Nachrichten nicht tröstlicher Art, und wie hätten es auch frohliche sein können, da die Inhaftirten ihre gerichtliche Einziehung dem Morde, Aufruhr und Raub zuzuschreiben hatten?

Endlich ward das dunkle Gerücht zur schrecklichen Wahrheit, denn von Seiten des Rathes wurde selbst bekannt gemacht, daß sich zum ersten Juni sämmtliche Bürgerschaft bewaffnet auf dem Markte einzufinden hätte, um nöthigenfalls sogleich die Ruhe wieder herstellen zu können, wenn es einer Störung und Aufruhr liebenden Masse etwa einfallen sollte, während der Hinrichtung von vier Inculpaten wiederum Excesse zu veranlassen.

Mit Todensblässe auf den Wangen eilte Johann nach Schönefeld, um diese schreckliche Nachricht mitzutheilen. Noch mußte er selbst nicht, wie er die schreckliche Kunde einkleide, um sie auf schonende Weise dem geängsteten Mädchen mitzutheilen. Fast fühlte er sich einer solchen traurigen Botschaft nicht gewachsen; — aber er hatte sie auch nicht zu überbringen nöthig, denn die tausendfache Fama, welche auf den Flügeln des Windes dahin eilt, war ihm bereits zuvorgekommen. Aber gleich schrecklich wie das Gerücht war die Ungewißheit über die Personen, welche den Gesetzen als Sühnopfer fallen sollten.

Einer weißen, geknickten Knie lag Elisa auf dem Ruhebette seiner theuern und so innig theilnehmenden Mutter. Raun verrieth noch das Zucken der Augenwimpern ein Lebenszeichen. Die gräßliche Ankunde der Namen der dem Hentke Verfallenen raubte ihr fast den Verstand, einer Fieberkranken ähnlich sprach sie zeit-

welse nur in unzusammenhängenden Sätzen; aber aus Allem ging deutlich hervor, daß sie ihren Vater unter den Verurtheilten wähnte. Sänderingend überließ sie sich ihrer Verzweiflung und die Schmerzensstöne, welche sich dem Busen entwandten, waren geeignet, selbst die gefühlloseste Seele zu erweichen. Umsonst bemühte sich ihr geliebter Müller, ihr Trostesworte zu sagen, um Balsam in ihr blutendes Herz zu träufeln; umsonst vereinigten sich alle Hausgenossen, sie von der Unwahrscheinlichkeit der vorgefaßten Meinung zu überzeugen; Elisa überließ sich ihrem sie vernichtenden Schmerze und ihrer ganzen Umgebung blieb nichts weiter übrig, als theilnehmend die Thränen mit den ihrigen zu vermischen.

Als die Nacht alle nicht zur Familie Gehörige aus dem Zimmer in dem sich Elisa befand, entfernt hatte, und nur Johann mit seiner Mutter an ihrem Bette saßen, er faßte sie plötzlich mit krampfhafter Hast des Geliebten Hand und bat ihn, sie Morgen früh auf wenig betretenem Wege nach der Stadt zu geleiten, damit sie dem traurigen Acte mit beiwohnen und selbst sehen könne, ob ihr Vater dem Henkerschwerte mit anheimfallen sollte oder nicht. Was Johann auch aus Liebender Besorgniß dagegen einwendete, sie wußte alle Zweifel zu beseitigen und er sah sich am Ende in die traurige Nothwendigkeit versetzt, ihr die Zusage zu geben, diesem Verlangen genügen zu wollen. —

Glänzend stieg die Sonne hinter des Dörfchens Kirchturme hervor, und alle Gegenstände glänzten in rosigtem Lichte; es schien als könnten heute ihre Strahlen nur Glücklichen leuchten. Jubelnd stieg die Lerche in den blauen Aether, springend hüpfen die Heerden im

saftigen Grün, der Schnitter zog singend seinem Lagerwerk entgegen — und doch sollte der herrliche Tag ein blutiger werden, denn von fern her zitterten klagende Töne eines Glöckchens durch die Luft, das nahe Ende Verurtheilter ankündigend und während jene Unglücklichen von dem Rathhause ihren letzten Gang gingen, um dem Scharfrichter das schuldige Haupt zu beugen, — es waren: ein Maurer, ein Bürger von Leipzig, der unter dem Namen „Fürst“ genannte Kürschner; ein Leichgräber von Torgau und ein Zimmergeselle, ebenfalls wie „Fürst“ aus Leipzig, — schlich sich Elisa am Arme ihres Geliebten durch den Edelhof des Dorfes über die hinter demselben gelegene kleine Parthenbrücke an jenen Steinen vorüber, die wir im Eingange dieser Sage wegen ihrer Form mit konischen Kegeln *) verglichen und von welchen, wie erwähnt, in noch früherer Zeit Mönche öffentliche Predigten gehalten hatten. Die unglückliche beklagenswerthe Elisa hatte aber ihre Kräfte überschätzt, denn kaum war sie ungefähr hundert Schritte über jene bezeichnete Stelle hinausgewankt, als ihre Kräfte sie verließen und hinfank. Schnell eilte Johann nach der in ihrer unmittelbaren Nähe sanft dahin fließenden Parthe, besprengte alsdann ihr bleiches Antlitz mit Wasser und rief ihre fast erloschenen Lebensgeister zurück; — da bat sie ihn aufs Neue, sie nach der Stadt zu geleiten. Auf den Knien vor ihr liegend, die sanften Hände mit Küssen und Thränen bedeckend beschwor er sie, nicht ihre Kräfte zu überschätzen, aber sie zwang ihn durch unwiderstehliche Schmei-

*) Dieselben sind noch heutigen Tages unfern des Herrenhauses nach den Parthenwiesen zu zu sehen.

Wortworte den gefährlichen Gang zu erneuen. Von der einen Seite auf den Arm ihres Trauten gelehnt, die andere Hand auf dessen Stab gestützt, schlichen nun beide kummerbelasteten Herzens langsam weiter, — doch nur auf wenige Schritte. Zum zweiten Male sank Elisa hin, um nie wieder aufzustehen. Vergeblich benetzte er wiederum ihre Wangen mit Wasser und rief die Theure mit den süßesten Namen; sie schlug ihre Augen nicht wieder auf, sie hörte seine Klagen, die er zum Himmel aufsteigen ließ, nicht mehr, und der Druck seiner Hände blieb unerwiedert von den ihrigen, die zum Gebete gefaltet waren.

Die Sorge um den theuren Vater hatte sie getödtet und der trostlose Geliebte brachte auf seinen Armen eine todte Braut in das elterliche Haus zurück.

Der Stock aber, auf den sich Elisa gestützt hatte, war in dem lockern Boden der Parthenwiese stecken geblieben und von Müllern vergessen worden, und als er nach wenigen Wochen die Unglücksstelle betrat, um sich hier seinen wehmüthigen Gefühlen zu überlassen, fand er denselben unverhofft wieder — aber ausge schlagen und grünend. Von Jahr zu Jahr gediehete er besser und noch jetzt grünen und blühen die von ihm herrührenden Gebüsche, die jene Dorfbewohner die „**Jungfer Lieschens Büsche**“ nennen. Dieser Todesfall ereignete sich den 1. Juni des Jahres 1593.

* * *

Wenige Tage nach der feierlichen Beerdigung Elisa's, welche Müllers Eltern übernommen hatten, erhielt Hans Belz, nachdem er zuvor 6000 Gulden Bürgschaft mit dem Versprechen, sich nach der Frankfurter Messe freiwillig wiederum stellen zu wollen, geleistet hatte, seine Freiheit.



Woniatowsky

oder

die Elfter.

Jahrhunderte sind Minuten in der Weltzeitrechnung, nur ein kleiner Schritt, eine kaum merkliche Periode von einem Zeitübergange zu einem andern. Auch dem Sagenschreiber, der seinen Stoff aus dem Weltbuche, der Geschichte, entlehnt, muß daher ein Sprung aus einem Jahrhunderte in ein anderes erlaubt sein; gleichviel, ob er denselben rückwärts oder vorwärts wagt. Einen solchen Sprung thun wir jetzt, indem wir den Zeitraum überspringen, welcher zwischen den Begebenheiten liegt, von welchen die vorige Sage handelte und plötzlich zu jener übergehen, von welcher die Sage von der „Elfter“ handeln wird.

Längst ist jene Zeit vergangen, in welcher noch das Wort „Woiwode, Starost“ in mächtigen Klängen ertönte, längst sind die meisten zu ihren Ahnen gegangen, welche auf jene würdevolle Bezeichnung Ansprüche hatten, lange schon tauchen sie nur noch wie Nobelbilder aus dem untergegangenen Polenreiche auf und viele Decennien werden vielleicht noch im Strome der Zeit dahinfließen

in welchem sie nur noch als solche zu erblicken sind; — aber endlich werden sie auch mit ihrem in den Wolken verschwundenen Adler verkörpert in ihr sarmatisches Reich zurückkehren, um mit ehernem Fußtritte jene Felder zu überschreiten, die ihnen Treulosigkeit, Verrath, Unfriede und Willkühr geraubt hat, um Musterung über jene blutgedrängten Ebenen zu halten, in welchen ihrer kühnen Vorfahren Gebeine modern, in welchen vereinzelt die Glieder Derer schlafen, welche die Söhne zum graustigen Wiedervergeltungskampfe riefen; aber mit ihrem Heldenleben die fehlgeschlagene Hoffnung bezahlten.

Aber wenn sie ihre Fesseln zerschlagen haben werden, welche ihnen Despotie und Uebermacht angelegt, dann werden die Helden aller Länder, welche jetzt klagen, jubeln im Elysiun und Kosciusko's Enkel werden in Schaaren nach dem auf gleiche Weise behandelten Sachsen ziehen, um an den Ufern der Elster, wie eine rächende Nemesis, mit dem Schwerte in der einen, mit der Wage der Vergeltung in der andern Hand, die Manen ihres letzten Fürsten zu versöhnen, und mit purpurner Schrift den Erfolg zum Schrecken künftiger Jahrhunderte, in das Buch der Ewigkeit eintragen, — blutig, wir diese Vision!

* * *

I.

Jubel und Freude schallten laut durch die Säle seiner Väter, als am 7. Mai 1763 Joseph Boniarcowsky das Licht der Welt erblickte. Wonne strahlte aus den Augen seines Vaters, des Fürsten Andreas Boniarcowsky, Feldzeugmeister ihrer Majestät, der Kaiserin

Maria Theresia, — Freudenthränen stahlen sich unter den Wimpern der Mutter hervor, als sie des Kleinen liebliches Angesicht mit Küffen bedeckte. Eine scheinbar glückliche Zukunft umgaukelte seine Wiege und der Tag seiner Geburt war ein Festtag für das ganze Königreich, über welches damals der letzte polnische König, Stanislaus August, sein würdiger Oheim, eben so mild als gerecht herrschte.

Nach allen Seiten flogen kühne Reiter im gestreckten Rosseßlaufe dahin, um das freudige Ereigniß zu verkünden; von allen Seiten langten feurige Reiter auf schraubenden Hengsten an, die freudige Theilnahme ihrer Gebieter zu den Füßen der fürstlichen Wöchnerin zu legen. Reges Leben um und um!

Raum vermochte die liebenswürdigste Fürstin Polens das Bett zu verlassen, so begannen unter ihrer Leitung die großartigen Vorbereitungen zur Taufe des Liebings. So prachtwoll der Palast von außen und innen eingerichtet, so kurze Zeit auch seit seiner letzten Herstellung erst vergangen war, so mußte doch nach ihrem fürstlichen Willen derselbe durchaus neu hergestellt werden. Alles, was von einem polnischen Großen, mit Glücksgütern aller Art auf das Reichlichste versehen, herbeigewünscht werden konnte, ließ Andreas Poniatowsky aus Liebe zu seiner zärtlich geliebten Gattin, aus Wien und Paris kommen, um jedem, selbst nur leise angedeuteten, Wunsche genügend zu entsprechen. Viele hundert rege Hände von Künstlern und Handwerkern arbeiteten von früh bis spät in die Nacht, den Luxus- und Ueberfluß verrathenden Palast in einen Feentempel umzuwandeln. Nach vier langen Wochen war das Werk vollbracht!

Glocken läuteten und verkündeten den feierlichen Akt der Taufe. Es war in den ersten Tagen des Juni. Rein strahlte die goldne Sonne in des Himmels azurnem Blau, und obgleich kein Lüftchen das zitternde All bewegte, so konnte man dennoch des Tages Hitze keine drückende nennen. Tausende auf Tausende bewegten sich durch Warschau's belebte breite Straßen und strömten nach dem großen Plage, der sich längs der fürstlichen Wohnung ausdehnt, um den festlichen Laufzug zu sehen, welcher von hier aus nach der Kathedrale ziehen sollte; aber so groß er auch immer war, so vermochte er doch nur den bei weitem kleinsten Theil der Hinzuströmenden zu fassen, und viele mußten mit ungestillter Neugier wiederum nach ihren Wohnungen schleichen. —

Endlich war die Zahl der Gäste und Theilnehmer beisammen und der Zug setzte sich langsam in Bewegung. — Die Spitze desselben bildete eine Abtheilung polnischer Lanciers in Galla-Uniform. Ihnen folgten eine große Anzahl Würdenträger des Königreichs, prachtvoll anzuschauen auf ihren stolzen Rossen und ihren malerischen Kleidungen. Kaum vermochte das Auge den Glanz der blendenden Juwelen zu ertragen, die theils an ihren Kleidungen und Waffen, theils an den Schabracken der Pferde funkelten. Ihnen folgten zwei Herolde, zwischen welchen ein stattlicher Ritter auf makellosem weißem Zelter ritt, um seine Achseln wehte der königliche Purpur und von seiner polnischen Krone nickte in sanften Schwingungen hinter einer unschätzbaren Agraffe ein zierlicher Reiterbusch. Es war der königliche Stellvertreter bei der Taufe. Diesem schloß sich die fürstliche Equipage an, gezogen von acht gleich großen und edlen — Blauschimmeln, zum Zeichen,

daß der Täufling aus königlichem Geblüte sei. In der antiken, goldverbrämten Kutsche saßen vier Kammerdamen der erlauchten Fürstin, deren eine den Neugeborenen in mit Selbe überzogenen Eberdunenbettchen wiegend auf dem Schooße hielt.

Ihr reiheten sich in mannigfaltiger Tracht des fürstlichen Hauses hohe Verwandte an. Mancher Name von ihnen erinnerte an große Thaten vergangener Jahrhunderte, andere dagegen werden noch in zukünftigen Jahrhunderten einen guten und vollwichtigen Klang haben. Hinter diesen glänzte eine Schaar schwerer polnischer Ketter, deren Brüste glänzende Harnische umschlossen.

In allen Straßen, durch welche sich der Zug bewegte, standen Polens schöne Frauen und Mädchen auf den festlich geschmückten Balkonen und begrüßten mit freundlichen Blicken den festlichen Zug, welchen, an der Kathedrale angelangt, Warschau's hochwürdiger Bischof unter sammetnem Thronhimmel, angethan mit reichem Priesterornate, in feierlicher Rede empfing. —

2.

Sind gleich seit Joseph Boniatowsky's Geburt erst achtzig Jahre dahingerollt, so haben sich doch Polens Verhältnisse seit jener Zeit nicht bloß hinsichtlich seiner Regierungsform, sondern auch in Bezug auf die Gestaltung seines Areal's so verändert, daß der, welcher es nach jener Periode zu sehen Gelegenheit hatte, jetzt schwerlich wieder erkennen dürfte. Uebergehen wir den ersteren Punkt und beschränken uns dagegen lediglich auf den letzteren, so werden wir finden, daß von jenen ungeheuern Waldungen einstiger Tage ein großer

Theil der Art hat weichen müssen. Auch jenen Wald, welcher damals in manchen Richtungen fast noch un- durchdringlich war, und der alten Waleška, eben so gehaßt als gefürchtet, zum beständigen Aufenthaltsorte diente, wird man in unsern Tagen vergeblich suchen. Hier unter den knorrigen Nesten tausendjähriger Eichen braute sie, wie der Aberglaube des Volkes behauptete, in mittlernächtllicher Stunde, mochte der eifige Nordwind heulen, oder der Regen in Strömen vom Himmel fallen, unbekümmert um die Außenwelt, — ihre Zaubertränke, während sie, in feierlichen Schritten um den Kessel schreitend, Bertwünschungen gegen etwaige unbes- rufene Störer murmelte.

Auch in jener milden Nacht, welche auf den Tag folgte, an welchem Joseph Boniatowsky als Christ in die römisch-katholische Kirchengemeinde aufgenommen worden war, hielt sie ihre geheimen Umgänge, von Nie- mandem belauscht, als der silbernen Selene, welche ruhigen Ganges am Himmelbdome dahin schritt, und unbe- sorgt um das kleinliche Treiben der Erde, dennoch der alten Waleška Stoff zu Auslegungen über ihr näch- tliches Unwesen bereitete; je nachdem ihr Glanz Schatten- gestalten, — veranlaßt durch die vielfachen Verschlin- gungen sich bewegender Zweige verschiedener Bäume, — auf der räthselhaften Oberfläche ihres Kessels hervorrief.

Immer heftiger wurden ihre Geberden, immer hasti- ger ihr Umgang, immer lauter ihr Gemurmel, bis man zuletzt ungefähr folgenden Inhalt vernahm:

Steh' lange, steh' klar,
Daß ich deutlich die Gefahr,

Die ihn mit der Zeit bedroht,
 Schaue mit den Seheraugen.
 Zeig' dich golden, zeig' dich roth,
 Zauber wirke, steig' zum Glase,
 Zeige mir in jeder Blase,
 Sein Geschick und seinen Tod.

Raum war der letzte Ton verhallt, so erlosch das Feuer, das Sieden im Kessel hatte ein Ende, und von der ganzen Masse war nichts mehr zu sehen, als eine glänzende Flüssigkeit, die Waleśka in einem krystallinen Glase aufgefangen hatte, und dann noch dampfend gegen den Mond hielt. Unbeweglich und todt schien ihr ganzer Körper, nur an den stieren Kreisen ihrer Augen, welche mit geisterhafter Ruhe die Gestalten der aus dem Glase aufsteigenden Dünste verfolgte, ergab sich, daß noch Leben in ihr war. Als sie im Neinen mit sich zu sein schien, zerschmetterte sie das Glas auf einem Steine, welcher die Form eines alten Druidenaltars hatte und verschwand, ohne die geringste Spur zu hinterlassen, und vergeblich spähte auch das Auge nach den Scherben des zerschmetterten Gefäßes. Todtenruhe herrschte in dem Walde, kein Lüftchen regte sich, und schweigend, wie die Natur, wandelte der Mond seine vorgeschriebene Bahn und gab nur einen ruhigen und verschwiegenen Zuschauer ab in Gruppen ganz anderer Art. Matt schien sein Glanz gegen den Schein der über Polens Königstadt emporstieg, denn die ganze Stadt glänzte in diamantnem Feuer, bengalische Flammen sprühten in prächtigen Farben auf allen Plätzen. Die Ulica długa (lange Straße) und die Ulica Senatorska (Senatoren = Straße) glichen zwei

breiten feurigen Linien. Das Schloß inmitten der Stadt sah einem Feentempel ähnlich, die Sigismundssäule umstanden hohe Kandelaber, weithin ihre Pechdämpfe und Purgurflammen werfend. Herrlich strahlten die Balläste der Podocki, Lubinski, Ostrowski, Czartorisky und anderer berühmten Familien. Selbst die Franziskanerstraße, in der fast nur Juden wohnen, war mit buntfarbigen Lampen geschmückt. In dem sächsischen Garten und dem von Krassynski, noch heutzutage die Aufenthaltsorte der Elité des Volkes, war Lust und heiteres Leben die ganze Nacht hindurch und hinter der begränzten Sobiesky-Brücke tauchte malerisch das von August dem Starcken auf einem See künstlich erbaute Theater wie ein herrliches Panorama hervor, während ganz Praga wie ein Feuerball seine feurigen Arme in tausendfachen Rabien über die Weichsel streckte.

Ganz verdunkelt wurde des Mondes Scheibe durch den Glanz der aus den Sälen des Andreas Boniatowsky strömte.

Hier hatten sich Polens hochgefeierte Geschlechter, bekleidet mit dem schätzbaren und unbeschreiblichen Schmucke ihrer Ahnen und den malerischen Trachten ihres Landes eingefunden, um das Freudenfest eines ihrer geliebtesten Fürsten zu verherrlichen. Während Waleka gespenstisch ihr unheimliches Geschäft betrieb, die Helle des Tages fürchtend, war hier die Nacht zum Tage gemacht und beim Scheine von tausend Kerzen bewegten sich die schönsten Paare in den Windungen einer grazilösen Polonaise dahin, welche Stanislaus August eröffnete. Aber nicht nur im Ballaste des Fürsten, sondern auch bei andern hochadeligen Familien wurde das Geburts-

fest auf ähnliche Weise gefeiert. Jedes polnische Herz nahm den innigsten Antheil daran; denn schon in der Wiege erblickte man in ihm dem vereinstigigen Hersteller der polnischen Größe und des seit Sobiesky's Tode gesunkenen Ruhmes. Noch heutzutage traten bei Nennung seines und Sobiesky's Namen jedem edeln Polen Thränen wehmüthiger Erinnerung in die Augen und kein Sarmate schreitet an einem Denksteine, Diesem oder Jenem zum ehrenden Gedächtniß gesetzt, vorüber, ohne zu seufzen und des Vaterlandes Schicksal zu beklagen.

• Doch heute schwellte nur die Freude eines Jeden Brust, bei den Reichen herrschte Ueberfluß, Verschwendung, auf den Tafeln der Armen prangten ungewöhnliche Gerichte, — so hatte es der mildthätige Sinn der edeln Fürstin befohlen und pünktlich war man diesem Befehle nachgekommen. Wo man sonst der Sorge bleiche Farbe auf abgehärmten Wangen zu sehen gewohnt war, erblickte man heute des Glückes rothige Gluth. Aus allen Häusern, aus allen Hütten, ertönte ein Glückwunsch für Polen und für das erlauchte Haus, dem unlängst der Himmel einen Erben geschenkt hatte, von dem man sich für die Zukunft Alles versprach, was nur eine für das Wohl des Vaterlandes erglühete Phantasie zu wünschen und zu erdenken vermag. —

In Offen begann sich bereits der Himmel zu röthen, die Freude schien jedoch gewaltsam die Nacht verlängern zu wollen, Keinem schien der Schlaf ein Bedürfniß zu sein, und von Allen hatte nur die edle Fürstin geschlummert, umgaukelt von lieblichen Träumen über den Neugeborenen; nur sie allein begrüßte nach erquickten-

dem Schlafe mit dankerfülltem Gemüthe den neu angebrochenen Tag.

Noch war sie mit ihrer einfachen Morgentoilette nicht ganz zu Stande; als eine ihrer Kammerdamen schüchtern hereintrat und ihr meldete, daß ein altes und häßliches Weib fast mit Ungestüm mit ihr zu sprechen begehre und schnell, als habe sie ein begründetes Recht zu Befürchtungen, fügte sie fast bittend hinzu: Laßt sie nicht vor Euch, gütige Fürstin, ihr Auge steht unstät und ihr Antlitz ist Unheil verkündend.

„Sei ohne Sorge, liebe Jagobzinska und führe sie herein,“ antwortete ihr mit leisem Vorwurfe die hohe Frau, „wie könnte ich in meinem eigenen Hause etwas zu fürchten Ursache haben?“ Und als sie bei ihrer Kammerdame noch ein absichtliches Zögern zu bemerken vermeinte, fuhr sie besänftigend fort: „Sei unbekümmert, meine besorgte Jagobzinska, ich werde auf meiner Gut sein; aber verlange nicht, daß ich heute einer Armen den Eintritt verweigere, welche der gestrige Lärmen des Tages vielleicht übersehen hat. Laß uns daher gut machen, weil es noch Zeit ist. Dich aber bitte ich Deiner eigenen Beruhigung wegen, im anstoßenden Gemache meines Winkes gewärtig zu sein.“

Kurz darauf stand Waleška vor der hohen Frau. Sie war nicht, wie dies bei Leuten ihrer Art der Fall zu sein pflegte, schüchtern eingetreten, mit übereinandergekreuzten Armen, sondern fast stolz, festen Schrittes, gleichsam ihr eigenes Alter verhöhnend, und noch näher würde sie vor die Fürstin hingetreten sein, hätte ihr diese nicht durch einen Wink mit der Hand zu verstehen gegeben, still zu stehen.

„Was“ begann die Fürstin „führt Dich zu mir?“

„„Theilnahme, hohe Gebieterin! Liebe zu Eurem erlauchten Hause und zu dem Neugeborenen.““

„Dank! Was ist sonst noch Dein Begehrt?“

„„Daß Ihr mir, gnädige Fürstin, ein gütiges Ohr leihet.““

„Sprich!“

Und *Waleska* sprach: Nicht Jedem, erhabene Mutter, ist es vergönnt, im Buche des Schicksals zu lesen, nicht Jedem weiht die Natur in ihre Geheimnisse ein. Weder Reichthum, noch Armuth haben Einfluß auf die Wahl der Auserwählten. Ich bin eine der wenigen Glücklichen. Ruhelos verfolgte ich den Lauf der Sterne, unermüdet befragte ich mein Orakel und die mir zu Gebote stehende Macht zwang den geheimnißvollen Zauber, mir zu offenbaren, was Eurem vor wenigen Wochen gebornen Liebbling jetzt oder in Zukunft schaden könnte.

„Eine Eifer“, war die körperlose Antwort, „dies merkt Euch, erhabene Frau. Gott befohlen!“

Geräuschlos und ohne eine Antwort abzuwarten, entfernte sich *Waleska*.

Die Fürstin war keineswegs eine Frau, welche viel Gewicht auf dergleichen Prophezeihungen gelegt hätte; aber die zärtlich liebende Mutter konnte sich durchaus eines geheimen Schauders nicht erwehren und so sehr sie sich auch bestrebte, den Vorfall der Vergessenheit zu übergeben, so war es ihr doch rein unmöglich, und wohl erwägend, daß ein wenig Vorsicht jedenfalls besser sei als Sorglosigkeit, nahm sie ihre Maßregeln darnach, schwieg aber über den Vorfall sonst gegen Jedermann.

3.

In keinem Lande der Welt gab und giebt es wohl noch auf großen Besitzungen oder bei hohen Familien mehr überflüssige und unnütze Personen, als in Polen. Man achtete ihrer nicht, weil man die Mittel hatte, sie zu erhalten, oder weil man seit elterlicher oder großelterlicher Zeit her schon gewohnt war, sie auf den Gehöften zu sehen. Auch auf den Gütern des Fürsten Pontatowsky gab es deren eine Menge. Eine von ihnen dient dann gewöhnlich der übrigen Dienerschaft zum Narren. Auf dem Gute, auf welchem die Fürstin die Sommermonate verlebte, war Walkowsky ein solcher. Seine Beschäftigung bestand im Nichtsthun, im albernen Schwagen und im übermäßigen Trinken. Brantwein war sein Wunsch und Verlangen beim Erwachen, sein Begleiter im Niederlegen. Die Firma dieser Leidenschaft war seine Nase, an Röthe einer Piratenflagge gleichend. Die unzähligen Buxeln, welche sie bedeckten, lebten in stetem Kriege auf ihr. Die heute einen Platz auf dieser Scharlachfläche behauptet hatte, war Morgen von einer neuen verdrängt. Der wenige Verstand, der ihm in frühern Jahren zu Gebote gestanden hatte dem Geiste aus der Flasche weichen müssen. Dessen ungeachtet hielt er sich für klug und namentlich für sehr bewandert in der Naturgeschichte, obgleich er keinen Saunskönig von einem Krach, keine Gule von einem Adler und keinen Frosch von einer Meitkröte unterscheiden konnte. Kurz er war der Besingung alter Hans. Nur eine Eigenschaft seiner frühern Jugend hatte ihn nicht

verlassen, — die Neugierde! Vergeblich strengte er alle seine umnebelten Geisteskräfte an, zu ergründen, aus welchem Grunde nicht bloß die Revierförster, sondern auch die fürstlichen Leibjäger seit kurzer Zeit fast lediglich auf Vögel schößten. Daß dieselben vorzugsweise nur eine gewisse Gattung zu vertilgen trachteten, hatte er allein bis jetzt weder gemerkt, noch die Absicht errathen, obgleich auf allen herrschaftlichen Gütern das Gerücht umlief, es habe die gnädige Fürstin insgeheim den Befehl gegeben, alle Eiskern zu schießen. Wie gerufen kam ihm daher der alte Förster Czertinsky in den Weg.

„Guten Tag, Walkowsky,“ rief ihm dieser schon von Weitem entgegen. „Wohin, alter Schlauch? Vielleicht in den Krug?“

„„Gerathen, Czertinsky, gewiß hat Dir's mein Weib gesagt?““

„Nein, ich seh' Dir's an der Nase an!“

Und schnell, als stände es auf ihr mit Buchstaben geschrieben, rief er mit seiner breiten Faust auf ihr herum, um die verrätherische Schrift zu vertilgen. Und selbst das Weit hinschallende Gelächter Czertinsky's vermochte nicht, ihm den Wahn zu benehmen, daß irgend ein Schwabernack es ihm auf die Nase geschrieben haben könnte. Kaum waren sie vierzig Schritte plaudernd neben einander hingeschritten, als der Förster sein Gewehr in die Höhe hob, abdrückte und eine schön geschickte Eiskern zu seinen Füßen stürzen machte. Ehe er dieselbe noch aufheben konnte, hatte sich schon Walkowsky ihrer bemächtigt, der sie mit unverrücktem Auge und, wie es schien, sehr aufmerksam betrachtete. Dies veranlaßte

Czertinsky zu der Frage, „was dies wohl für ein Vogel sei.“

„„Eine Grasemücke“ war die schnelle Antwort des Feuerwaffervertilgers.

„Ganz recht, und warum glaubst Du wohl, daß ich sie schieße?“

„„Fürs fürstliche Naturalienkabinet!““

„Fehlgeschossen, — damit sie nicht Unheil anrichte.“

„„Unheil? Wie so?““

„Kennst Du nicht die Geschichte vom Tobias und der Schwalbe?“

„„Nein, bitte, erzähle dieselbe, womit hatte sie denn Unheil angerichtet?““

„Sie hatte den Tobias um seine Augen gebracht.“

„„Um seine Augen gebracht? Vielleicht ausgestoßen?““

„Ganz gewiß, ich sehe, Freund, daß Du sehr bewandert bist in der biblischen Geschichte, und damit nun nicht ferneres Unglück Andern zugefügt werde, schieße ich sie todt, um sie als einen Lackerbissen auf die fürstliche Tafel zu liefern.“

„„Kann man sie denn essen?““

„Versteht sich und zwar ungekocht und ungebraten; man rupft sie nur und speißt sie dann als Delicatsse mit Stumpf und Stiel.“

Czertinsky machte während dieser Mittheilung das ernsteste Gesicht, aber auch ohne solches würde Walkowsky nicht den geringsten Zweifel in seine Worte gesetzt haben.

Ach, wie glücklich sind doch Fürsten, seufzte Walkowsky und sah dabei Czertinsky mit so sehnsüchtigen Augen an, daß dieser sich kaum des Lachens

enthalten konnte. Doch sich zwingend, sprach er zu seinem Begleiter:

„Höre, Walfowski, in Deinen Augen steht deutlich geschrieben, daß Du Sehnsucht nach jenem Lederbissen hast.“

„Gerathen, Freund, wieder gerathen!“ Und aufs Neue begann er mit seinen Fäusten in beiden Augen zu wischen, abermals glaubend, man habe ihm auch dieses Verlangen auf die Wimpern geschrieben.

„Versprichst Du mir daher aufrichtig, mich nicht zu verrathen, so schenke ich Dir diesen Braten unter der Bedingung, daß Du ihn sogleich verzehrst.“

„Mein Wort darauf, braver Förster, mein Wort und meine Hand.“ Augenblicklich rupfte er den Vogel, und fiel mit flätschenden Zähnen über den ungewöhnlichen Braten her, so daß ihm das warme Blut von beiden Mundwinkeln herabließ; aber so sehr er sich auch bemühte, die Delicatesse zu verschlingen, so wollte es ihm doch nicht gelingen und Czertinski bittend, Niemanden zu sagen, daß er einen Braten nicht verzehren könne, an welchem hohe Herrschaften sich gütlich thäten, warf er denselben in ein Gefäß.

Seit dieser Zeit hieß er der blutdürstige Caralbe. Ähnlichen Ereignissen verdankte er fast täglich einen neuen Namen.

4.

Ohne wesentliche Veränderungen in der gewohnten Lebensweise verfloßen sechs Jahre und der kleine Prinz, der bis dahin die Freude und die Lust eines Jeden gesagen Leipzigs.

wesen war, wurde nun an den Hof seines würdigen Oheims, des letzten Königs, Stanislaus August, zur ferneren Erziehung übergeben. In fröhlicher, nie getrübtter Laune verstrichen ihm hier die Jahre mit Gedankenschnelle. Lebensmuth und Gedankenfrische sprudelten aus jedem seiner Worte. Sobald seine Studien beendigt waren, überließ er sich, in Begleitung des Haushofmeisters, seinen Lieblingsneigungen, den Waffen- und andern ritterlichen Uebungen, in welchen er, kaum sechszehn Jahre alt, als ein Muster genannt zu werden verdiente.

Nach vollendetem sechszehnten Lebensjahre begann ein neuer Abschnitt in seinem Leben, welcher auf die ganze übrige Lebensdauer den entschiedensten Einfluß auf ihn ausübte, von welchem er unter allen Verhältnissen stets gern und mit der glühendsten Begeisterung sprach. Ein Abschnitt, an welchen er im Gebrülle der Schlacht, unter dem Donner der Kanonen, in heiterer Gesellschaft, am Studirtische und im behaglichen Boudoir, kurz zu jeder Zeit und mit gleicher Liebe und Behemuth dachte. Es war die Bekanntschaft mit Malwine, dem schönsten, liebenswürdigsten und tugendhaftesten Mädchen Wiens; denn hierher begab er sich nach seinem sechszehnten Jahre, um gleich seinem Vater in östreichische Dienste zu treten.

Malwine, die feurige Brünnette, war die Tochter des Banquiers, mit welchem schon sein Vater in Verbindung gestanden hatte, und an welchen auch er angewiesen war. Mit der ihm gebührenden Achtung und der größten aber bescheidensten Zuvorkommenheit hieß ihn der fast greise Banquier willkommen, bat ihn, über Al-

les, was ihm zu Gebote stände, zu verfügen, gleichzeitig aber auch zu erlauben, seiner Familie den würdigen Sohn des geliebtesten Fürsten, welcher schon viele Jahre sein Haus mit Aufträgen zu beehren so gütig gewesen wäre, vorstellen zu dürfen. Bereitwillig erfüllte Joseph Boniatowsky die Bitte des ehrenwerthen Mannes. Und als die Tochter dem schönsten Prinzen seiner Zeit gegenüberstand, schlug ihr das Herz fast hörbar im Busen und Purpur überzog das liebliche Antlitz, während Joseph kaum eines Wortes mächtig war. Die Herzen hatten sich schweigend verstanden.

So heftig und so heilig aber auch seine erste Liebe zu Malwinen in ihm glühte, so war er doch, obgleich noch so jung, Mannes und edel genug, ihr bei erster Gelegenheit alle und jede Hoffnung einer innigeren Verbindung zu benehmen. Aber auch dessen hätte es nicht bedurft, denn, obschon ihn Malwine in gleichem Grade liebte, sah sie ebenfalls vom ersten Augenblicke ihres Verständnisses, die Unmöglichkeit einer solchen Verbindung ein. Rein und heilig blieb ihnen ihre Liebe und stumm, kein unlauterer Gedanke störte je die Ruhe von ihm oder von ihr.

Wir drängen absichtlich hier einen größern Zeitraum zusammen, um nicht weltschweisig werden zu müssen, und berühren ein Verhältniß, was zwischen Beiden mit gleicher Innigkeit bis an ihr Ende bestand. Dieser Liebe zu Malwinen opferte Boniatowsky jede Aussicht auf eine glänzende Verbindung oder ein engeres Familienleben.

Acht Jahre flossen so im gegenseitigen Entzücken wie mit

Traum dahin, fast kein Tag verfloß, welchem sie nicht eine neue, schönere Seite abgewonnen hätten. Trübte seine glatte Stirn die gerechte Besorgniß um sein theures Vaterland, so eilte er zu ihr; Niemand verstand besser, als sie, dieselbe wiederum zu glätten und ihn in eine bessere Laune zu versetzen. Entweder las sie ihm eine treffliche Stelle aus irgend einem französischen oder englischen Dichter mit der ihr eigenen Begeisterung vor, oder sang irgend eine anmuthige Romanze zur Harfe oder zum Clavier. Wollte ein solches Mittel nicht anschlagen, so wußte sie geschickt das Gespräch auf irgend eine Großthat Polens zu lenken und so seine ganze Aufmerksamkeit zu fesseln. Gewandt wies sie darauf hin, wie oft sich sein geliebtes Vaterland in irgend einer mißlichen Lage befunden habe, und stets verstanden hätte, sich auf eine ruhmvolle Art derselben zu entziehen und seinen Feinden Achtung einzusüßen. Damit verfehlte sie niemals ihren Zweck.

Als im Jahr 1787 der Krieg zwischen Oestreich und der ottomannischen Pforte ausbrach, war Poniatowsky bereits Oberster der kaiserlichen Dragoner und Adjutant des Kaisers Joseph des Zweiten. Unter den Augen dieses Monarchen wurde er bei der Einnahme von Sabacz gefährlich verwundet und erhielt von ihm bei diesem, so wie bei jedem spätern Anlaß Beweise der innigsten Theilnahme und Zufriedenheit. Er hatte Hoffnung, in der östreichischen Armee die höchsten militairischen Stufen zu erreichen, als ihn die Ereignisse, die sich in Polen vorbereiteten, in sein Vaterland zurückriefen. Doch ehe er dahin abging, eilte er noch einmal in die Arme seiner treuen Malwine, und sie war es,

die ihm den ersten wohlverdienten Lorbeerkranz um seine Schläfe wand.

Nicht ohne eine trübe Ahnung, daß er sie vielleicht nie, oder nur auf kurze Zeiträume wiedersehen dürfte, entwand er sich ihren Umarmungen und Thränen. Aber wie ein guter Genius umschwebte sie ihn, sie, die er nächst seinem Vaterlande am meisten liebte.

Unterdessen hatte in Frankreich jenes blutige Drama begonnen, welches in den Staaten der ganzen Erde wiederhallte und jene Rüstungen hervorrief, die sich späterhin als fruchtlos erwiesen und von dem ausgetretenen Strome mit einem Schlage vernichtet wurden, gleich einer Stadt, die plötzlich zertrümmert wird von einem Erdbeben, oder einem Schiffe, welches die Allgewalt eines Orkans an einer Felsenwand zerschmettert.

Auch der polnische Reichstag hatte eine beträchtliche Vermehrung der Armee beschlossen, und Boniatowsky übernahm es, die neugebildeten Corps im Waffendienst zu üben. Die Achtung, die er sich dabei zu erwerben, und das Vertrauen, das er den Soldaten einzufößen wußte, bewogen den König und den Reichstag, ihm die oberste Befehlshaberstelle anzutragen. Auch wurde ihm, während des Feldzuges von 1792, die Vertheidigung der wichtigsten Plätze des Landes anvertraut. Bei dieser Gelegenheit durchreiste er sein Vaterland nach allen Richtungen, um sich von der Beschaffenheit desselben zu überzeugen, und auf einer solchen Reise geschah es auch, wo ihm Waleśka zum ersten Male persönlich entgegentrat und ihn mit prophetischer Miene dringend ersuchte, einer jeden „Elster“ eingedenk zu sein. Doch sein Geist hatte sich mit andern Dingen zu befassen,

als an solches Gewäsch zu denken, und als er späterhin lächelnd dieser Prophezeiung gedachte, gewahrte er im Kreise der Zuhrenden mehr als eine bedenkliche Miene, und Mancher wagte zu äußern, daß ein Umstand der Art wenigstens der Beachtung werth sei.

Obwohl der Parteigeist zu jener Zeit sehr heftig war, so beklagte sich doch Niemand über die dem nunmehrigen Fürsten *Poniatowsky* wiederfahrne Auszeichnung. Die Armee errang unter Anführung desselben mehrere bedeutende Vortheile und verlangte endlich, daß sich der König *Stanislaus August* in ihre Mitte begeben möchte. In dem Augenblicke aber, wo man die Erfüllung dieses Wunsches mit Zuversicht erwartete, vernahm man, daß die Conföderation zu *Targowitz* einen Waffenstillstand geschlossen habe.

Poniatowsky sah sich nun zur Niederlegung seiner Feldherrnstelle genöthigt, nahm aber an den folgenden Schicksalen seines Vaterlandes thätigen Antheil. In Eile kehrte er wieder nach *Wien* zurück, wo ihn *Malwine* mit gleicher Innigkeit empfing; aber seine Stunden waren ihm zugezählt; denn bei dem Aufstande im Jahre 1794 erhielt er von *Kosciusko* den Oberbefehl eines Corps, und als nach der Schlacht bei *Jena* die französische Heere gegen *Osten* vordrangen, wurde er vom Könige von *Preußen* zur Errichtung einer Nationalgarde aufgefordert, die zur Aufrechthaltung der Ordnung dienen sollte.

5.

An der Spitze dieser neugeschaffenen Nationalgarde empfing Boniatowsky am 28. November 1806 den General Murat in Warschau. Es war ein trüber, nebliger Herbsttag, dunkle Wolken, vom Sturme hin und her gepeitscht, verbargen das heitere Firmament. Dieses Wetter paßte gänzlich zu Boniatowsky's trüber Stimmung, welche düstre Ahnungen über das Schicksal seines geliebten Vaterlandes in ihm hervorgerufen hatten. Mit prophetischem Geiste sah er schon im Voraus den Staatskörper Polen von raubgierigen Adlern zerrissen, die in seinen Eingeweiden wühlten, wie jene, welche die des Prometheus zerfleischten. Vergeblich erprobte der polnische Adler seine letzten Kräfte, um das seinem Schutze und seiner Wachsamkeit anvertraute Land in die Regionen der ewigen Freiheit zu tragen; — aber umsonst, es mußte seinem Schicksale unterliegen, denn seine Füße waren an den Felsen der Knechtschaft geschmiedet, von jenen Horden, die, mit Sklavenseelen geboren, niemals den Werth der Freiheit kennen gelernt hatten. —

Nur erst nach ausdrücklichen Verheißungen Napoleons für die Wiederherstellung von Polen ging Boniatowsky darauf ein, eine polnische Armee zu organisiren. Mit seinen Befürchtungen und Besorgnissen wegen der politischen Aussichten seines Vaterlandes hielt er nie zurück und oft wurde seine Geradheit und Aufrichtigkeit mit beleidigendem Argwohn erwiedert. Französischer Seits glaubte man ihn mit Oestreich und Preußen einverstanden und seinen freimüthigen Aeußerungen stellte

man grundlose Vorwürfe und die Drohung gegenüber: „Polen seinem Schicksale und der Rache seiner Feinde zu überlassen.“

Nach dem Frieden von Tilsit wurde die Lage des Fürsten Poniatowsky noch peinlicher. Napoleon behandelte Polen wie ein erobertes Land, ließ sich eine Liste aller großen Eigenthümer geben und vertheilte die Güter Derer, die nicht für ihn gefochten hatten, unter seine Generale.

Die französische Armee ließ bei ihrem Abzuge 80,000 Mann zurück, deren Anführer die höchste Militair- und Civilgewalt bis zur Uebergabe an den König von Sachsen hatte. Diese zahlreiche Truppenmasse mußte ernährt und bekleidet und jeder sonstigen Forderung der französischen Armee genug gethan werden. Dessenungeachtet organisirte Poniatowsky eine Armee von zwölf Regimentern Infanterie und sechszehn Regimentern Kavallerie und einigen Kompagnien Artillerie, und besetzte Möblin, Warschau und dessen Vorstadt Praga. Diese Truppen wurden aber theils nach Spanien geschickt, theils zur Verstärkung der von den Franzosen auf unbestimmte Zeit besetzten Festungen Küstrin, Glogau und Stettin verwendet.

Die polnische Armee war auf solche Art zerstreut worden, als im Jahre 1809 der Krieg zwischen Frankreich und Oestreich ausbrach. Poniatowsky, der dem Erzherzog Ferdinand, der mit 60,000 Mann in das Großherzogthum einzubrechen drohte, mit nicht mehr als 8000 Mann gegenüberstand, forderte Befehle und Hilfe. Man erwiderte ihm, er solle in seiner Stellung bleiben und jeden Angriff vermeiden. So gänzlich verlassen und

aufgeopfert, errang er sich doch durch das Gefecht bei Kaszin die Bewilligung des Erzherzogs Ferdinand, die Weichsel zu passiren. Die Oestreicher rückten dann in Warschau, die Polen in Praga ein, wo sie sich auch bis zur Uebergabe der Festung Thorn behaupteten.

Als nach geschlossenem Frieden ein vertrauter Offizier Napoleons Poniatowsky auf die Wahrscheinlichkeit eines nahen Krieges mit Rußland aufmerksam machte, äußerte sich nach Entfernung dieses Offiziers der Fürst zu dem Chef seines Generalstabes, dem General Fischer, also: „Ich würde nichts dagegen haben, wenn man sich auf Rußland wüfse. Aber wenn dieser Mann (Napoleon) ganz Europa zu Boden stürzt, was werden dann wir, — **wir Polen** — dabei gewinnen? Er bedient sich unser nur zur Ausführung von Plänen, bei denen wir selbst für **gar nichts** geachtet werden.“

Während alle Generale seines Stabes mit blinder, ja mit fanatischer Ergebenheit die Pläne und Ansichten Napoleons lobten und billigten, gab es damals doch zwei Männer, welche sein selbstfüchtiges Wesen durchschauten; diese waren Schwedens jetziger greise König und Poniatowsky. Napoleon wußte dies wohl, deshalb fürchtete er sie in demselben Grade, in welchem er sie liebte und wegen ihrer unübertrefflichen lobenswerthen Eigenschaften und Feldherrtalente hochachtete. Gelang es ihm gleich noch ganz Europa zu täuschen, Poniatowsky wußte, was er von ihm zu halten hatte und ließ sich keineswegs durch die Vergrößerung des Großherzogthums Warschau durch einen beträchtlichen Theil Galliens

täuschen oder in seiner Handlungsweise irre führen, und befürchtete nach wie vor von Seiten des Ehrgeizes oder der Laune des Kaisers eben nicht günstige Veränderungen für das Land.

Fürst Boniatowsky ging deshalb als außerordentlicher Gesandter des Königs von Sachsen nach Paris und hoffte dort eine größere Unabhängigkeit der Verhältnisse Polens zu Frankreich und dadurch eine festere Gestaltung der Regierung seines Vaterlandes zu bewirken. Seine edle Absicht scheiterte jedoch, und als er den nahen Bruch mit Rußland vorausjah, widmete er sofort der Wiederherstellung des polnischen Heeres seine vollste Thätigkeit.

Als die Armee des Großherzogthums Warschau — ohne Weichsel-Legion — im Jahre 1812, — 70,000 Mann betrug, nahm die französische Regierung davon ein Drittel in Sold. Die eine Hälfte dieser Armee wurde unter die französischen Cadres gesteckt, und nur die andere Hälfte blieb unter den Befehlen Boniatowsky's, stand aber dessen ungeachtet als das fünfte Corps der großen Armee unter dem Oberbefehl des Königs von Westphalen. Da jedoch die Fehler der Unwissenheit dieses Letztern dem Fürsten Boniatowsky zugeschrieben werden sollten, wurde er mit Recht so darüber erbittert, daß er seinen Degen zerbrechen und nach Warschau zurückkehren wollte. Sobald sich aber die Schuldlosigkeit der ihm zum Vorwurf gemachten Fehler auf das Glänzendste herausgestellt hatte, Terome den Weg nach Kassel antreten mußte, erhielt er zu Smolensk volle Genugthuung und den alleinigen Oberbefehl über das fünfte

Armee-corps und bildete seit dieser Zeit die Avantgarde der großen Armee.

An der Spitze seiner braven Krieger ritt der tapfere Polenfürst auf seinem schwarzen Streltroffe, seine Gedanken schweiften in der Zukunft verhülltes Dunkel, da, auf einmal bäumte sich sein edles Roß, welches bis jetzt niemals weder Furcht noch Unart bewiesen hatte, und er erblickte am Saume eines dichten Waldes ein altes Weib — es war Waleška. Fast zu einem Knäuel zusammengewickelt lag sie, ein treues Seitenstück neben einem starken versaulten Baumstamme, scheinbar so morsch und hinfällig, wie jener.

Raum hatte sich ihr der Fürst auf ungefähr sechs Schritt genähert, als sie plötzlich aufsprang und mit einer Kraft sich aufrichtete, welche ihrem Alter Hohn sprach. Unwillkürlich, wie von einer übernatürlichen Macht getrieben, zog Boniatowsky seines Rosses Bügel an und hielt.

Mit emporgehobener Hand, gleichsam warnend und stilleren Blickes, trat sie hierauf vor ihn hin und sprach nur ihm verständlich folgende Worte:

Kehe um und laß dein Jagen
Auf die Menschen, auf das Wild,
Deines Herzens heiße Sehnsucht,
Nimmer wird sie wohl gestillt.

Kehe zu der Trauten Hause,
Kehe zu der Väter Schloß;
Denn eh' noch ein Jahr verrinnet,
Gehst Du unter und dein Troß.

Nicht ein Vogel wird Dich tödten,
Nicht der Waffe kalter Stahl,
Nicht des Nordens eifige Kälte —
Wasser — endet deine Qual! —

Als er aufblickte, um das räthselhafte Wesen näher zu betrachten und anzureden, — sich augenblicklich ihrer wiederum vom ersten Zusammentreffen her erinnernd, war sie verschwunden. In düstres Nachdenken versunken zog P o n i a t o w s k y seine Straße.

6.

Das verhängnißvolle Jahr 1813 hatte begonnen. Auf Befehl des Königs Friedrich August trat der Fürst an die Spitze seiner Armee, um sich in das Königreich zu begeben. Bei Eröffnung des Feldzuges übertrug ihm Napoleon das Kommando eines aus Polen und Franzosen zusammengesetzten Armeecorps mit dem Rang, der Auszeichnung und den Ehren eines Marschalls von Frankreich, ohne ihm den Titel eines solchen zu verleihen. So wenig haushälterisch Napoleon damit gegen Generäle Frankreichs war, so karg verfuhr er dagegen bei Generälen, ob gleich zu seiner Armee gehörend, wenn sie nicht Frankreich ihr Geburtsland nennen konnten. Aber P o n i a t o w s k y verlangte auch keinen andern als Anführer der Polen zu heißen.

Während dieses Feldzuges befand er sich in der Vorderreihe der Kämpfer. Am 16. October hatten seine Anstrengungen den Grad seiner Kräfte fast überstiegen und am Abend dieses Tages ließ Napoleon der Armee

bekannt machen: „daß er dem Fürsten Boniatowsky, dem er ein Zeichen seiner Achtung geben und den er zugleich an das Geschick von Frankreich noch inniger fesseln wolle, die Würde eines Marschalls von Frankreich ertheile.“

Als am folgenden Morgen die Polen kamen, um Boniatowsky zu dieser Ernennung ihren Glückwunsch abzustatten, erwiderte er ihnen: „Ich bin stolz darauf, der Anführer der Polen zu sein, jede andere Auszeichnung ist nichts in meinen Augen.“

Am 18. October, dem heißesten Tage der mörderischsten Völkerschlacht, schlug er sich mit heldenmüthiger Tapferkeit. —

Den 19. Morgens war seine kleine, sehr zusammengeschmolzene Schaar dazu bestimmt, den Rückzug der Franzosen zu decken. Er that dies, so lange er es vermochte. Die Brücke der Elster war bereits und zwar zu zeitig gesprengt; Boniatowsky mußte, von den Siegern unablässig verfolgt und im Rückzuge noch sechtend, den Weg durch den **Reichelschen** — nicht Richter'schen, Garten nehmen, denn in diesem hätte er erst breite und gefährvolle Gräben zu passiren gehabt, bevor er an den zu überschreitenden Fluß gelangen konnte. Von hier aus gelangte er an das etwas stille Ufer

der Elster,

deren zwar schmales, aber tiefes Bett von Regengüssen angeschwollen war. Von einem Schusse bereits in die linke Schulter getroffen, stürzte er mit seinem Pferde in die Fluth und wurde in der Mitte derselben abermals

verwundet. Sein Roß konnte das jenseitige Ufer nicht mehr erklimmen, überschlug sich, und der tapferste der Polen — ertrank.

So hatte sich denn die doppelte Prophezeiung *Waleska's* bestätigt. Eine Elster hatte ihn, getödtet, kein Vogel, sondern das Wasser eines unbedeutenden Flusses dieses Namens. Hier also, im Angesicht Leipzigs, war es, wo mit *Poniatowski* Polen unterging und Sachsen seine schönere Hälfte seines herrlichen Landes verlor, weil Sachsen und Polen die Treue und das Wort heilig hielten, was sie ihrem Verbündeten gelobt hatten. Beklagenswerthes Sachsen, bejammernswürdiges Polen! Hand in Hand ginget ihr in den Tod, — Hand in Hand werdet ihr wieder auferstehen und fürchterlich die an euch verübten Frevel bestrafen zur gerechten Wiedervergeltung! Nicht also bei *Ostrolenka*, nicht bei *Grochow*, nicht unter *Warschau's* Mauern traf *Kosciusko's* Prophetenwort „*Finis Poloniae*“ ein, sondern in Leipzigs Gefilden ward es zur Wahrheit, denn in ihnen begrub man das Reich der Sarmaten.

Sein Leichnam wurde erst am 24. October da aufgefunden, wo im heutigen *Gerhardschen* Garten der alte Sandsteintempel zunächst der *Elster* steht und in der *Rathsgruft* beigesetzt, im folgenden Jahre aber nach Polen abgeholt. „Sein Leichenbegängniß“ sagt *Gain* „endete das große Drama. Es ward sehr feierlich bezungen. Sieger und Besiegte vereinten sich, ganz Europa weinend auf dem Grabe des letzten Polen darzustellen.“ Sein Pferd schwamm an jenem Unglückstage bis auf die im vorigen Jahre zur Hälfte abgebrannte *Angermühle*, wo es mit vieler Mühe herausgezogen wurde. Noch lebt

jener Fischer, **Friedrich** ist sein Name, welcher den Helben unfern der jetzigen Badehäuser im Gerhardschen Garten auffand; noch gibt es Viele, die sich genau der Schwierigkeiten und Anstrengungen erinnern, die es verursachte, den stolzen, leichtgefesselten Schimmel, welcher den edeln und kühnen Fürsten an jenem Tage getragen, in der Nähe der nur genannten Rathsmühle herauszuziehen. Noch lebt der Sohn jenes Mannes, in dessen Besitz sich noch vor wenigen Jahren der Sattel und die Schabracke befanden, welche dieses edle Streitross zierten. Irrten wir nicht, so hebt der Sohn jenes Mannes diese Gegenstände noch heutzutage mit heiliger Scheu auf, weil er den Krieger, dem sie gehörten, weil er die Sache, der er gedient, von ganzem Herzen liebte.

Als es Europa kundig geworden war, daß das Ende des langen Kampfes in Sachsen ausgekämpft werden würde, eilte auch Malwine, von innerer Unruhe getrieben, dahin und kam glücklich noch in jener Stadt an, bevor sich die Truppen aller Länder daseibst zusammengezogen hatten. Aber ihr glühender Wunsch, den einzigen Freund ihres Herzens noch einmal lebend an ihre klopfende Brust zu drücken, ging nicht in Erfüllung; wohl aber ward es ihr vom Schicksale verstattet, dem Lieblinge ihres Herzens den Immortellenkranz um seine erkalteten Schläfe zu winden, und ihm das letzte Liebeszeichen darzubringen, so wie sie auch die Erste gewesen war, welche sein Haupt mit dem Lorbeerkranze geziert hatte. Von dieser Zeit an war ihr Leben bis zu ihrem Tode, der wenige Jahre darauf erfolgte, nur dem Wohlthun geweiht.

Pontatowsky war, — wie sich hier genugsam

ergiebt, unvermählt geblieben. Seinen Waffengefährten hatte er beträchtliche Vermächtnisse gewidmet und hinterließ den Nachruhm, mit glänzender Tapferkeit und seltenen Feldherrentalenten und mit einer edeln, sich selbst aufopfernden Begeisterung für sein Vaterland, eine von der Klarheit seines Geistes erhellte, besonnene Würdigung der damaligen politischen Verhältnisse verbunden zu haben.

Noch bis jezige Stunde steht bei den Polen sein Andenken in frischem Gedächtniß, und als im Jahre 1832 seine unglücklichen Landsleute, nach der letzten polnischen Revolution, durch Leipzig kamen, beteten sie an seinen Denksteinen; — denn ein zweiter, größerer als der, welcher in der Nähe des Flusses steht, wurde ihm später ebenfalls in dem Gerhardt'schen Garten errichtet, — und legten auf ihnen ihre den Russen abgenommenen Kriegstrophäen nieder, den Mannen des letzten polnischen Fürsten aus königlichem Geblüte zu Ehren. Noch jetzt werden dieselben von dem Besitzer dieses Gartens, Herrn Legationsrath Gerhard, heilig zu seinem und seines Vaterlandes Gedächtniß aufbewahrt



UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

THIS BOOK IS DUE ON THE LAST DATE
STAMPED BELOW

APR 3 1916

YA 0324

DD901
L59B2

72720

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

